

Neue Serie: Die heldenhafte Gründung der Europäischen Union

Nummer 1 – 4. Januar 2019 – 87. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

Thomas Jordan
Warum nur klammert
er sich an die Negativzinsen?



Der Schweizer, der nach dem Ursprung von allem sucht

Thomas Zurbuchen, Berner Pfarrerssohn, Forschungschef Nasa, über
das Universum, Gott und die Verheissungen der Zukunft. *Von Urs Gehriger*

EU-Kommissar Hahn kräht

Gescheiterter Jus-Student und Plagiator gegen die Schweiz. *Von Urs Paul Engeler*

Bolsonaro, Hoffnungsträger

Brasiliens neuer Präsident: in Europa verteufelt, zu Hause verehrt.
Von Flavio Morgenstern und Alex Baur

4 194407 006904 01

DUBAI

Einmal im Leben ins einzige
7***** Hotel der Welt?

Wir machen es möglich. Das Burj al Arab ist in der Zwischenzeit zu einem Wahrzeichen von Dubai geworden. Ein eigener Butler der sich um alles kümmert, ein Zimmer auf zwei Etagen und ein Luxusbad.

Das sind nur einige der Annehmlichkeiten die das Burj al Arab*****, eines der besten Hotels der Welt, bietet. Dazu drei Nächte im wunderschönen Jumeirah Zabeel Saray**** auf der Palm Jumeirah. Das Hotel, im arabisch/maurischen Stil lässt (fast) keine Wünsche offen. Ein riesiger SPA Bereich mit 42 Behandlungsräumen, einem „Schneezimmer“, drei Saunas und zwei Salzwasserpools sorgen für entspannte Ferien.

2'790.-*
CHF
pro Person

*Leistungen: Tägliche Flüge mit Emirates oder Swiss nonstop nach Dubai. Preise pro Person/Basis Doppelzimmer, inkl. Flüge, sämtliche Steuern und Taxen, drei Übernachtungen im Jumeirah Zabeel Saray**** und zwei Übernachtungen im weltberühmten Burj al Arab*****, Halbpension in beiden Hotels sowie sämtliche Transfers mit privatem Chauffeur.

Reisedaten:

06.05. – 05.06.19 2'790.-

06.06. – 26.08.19 2'890.-

27.08. – 25.09.19 2'950.-

Oder doch lieber ins legendäre,
wiedereröffnete Al Bustan Palace in Oman?

1'790.-*
CHF
pro Person

OMAN

Das Al Bustan Palace präsentiert sich wie ein Märchen aus 1001 Nacht. Das Hotel wurde komplett renoviert und im November 2018 glanzvoll wieder eröffnet.

Tauchen Sie ein in diese Märchenwelt und lassen Sie sich verzaubern. Er erwartet Sie eine orientalische Pracht, der Duft von Weihrauch und ein einmaliger Service.

Die grosszügige Gartenanlage bietet ein Maximum an Privatsphäre und der grosszügige SPA Bereich lädt zu Massagen ein. Geniessen Sie den Luxus und lassen Sie sich verwöhnen. Muscat, die Hauptstadt von Oman, liegt ca. 20 Fahrminuten vom Hotel entfernt. Ideal, um die traumhafte Moschee oder den quirligen Souk zu besuchen.

*Leistungen: Tägliche Flüge mit Oman Air oder Swiss nach Muscat vom 05. Mai bis 25. September 2019. Preise pro Person/Basis Doppelzimmer, inkl. Flüge, sämtlichen Steuern und Taxen, 5 Übernachtungen im Al Bustan Palace, Zimmer/Frühstück sowie Transfers mit privatem Chauffeur und lokale, deutschsprechende Betreuung im Hotel.

Nur für kurze Zeit
zu diesen Preisen
buchbar.

Weitere tolle Angebote auf
www.bischofberger-reisen.ch

bischofberger
reisen
Ihr Arabien Spezialist

Dufourstrasse 157 - 8008 Zürich
Tel. 044 384 93 93
www.bischofberger-reisen.ch
info@bischofberger-reisen.ch

 REISEGARANTIE




Ginge es nach der Weltpresse, hätte Jair Bolsonaro, seit Neujahr Präsident von Brasilien, nie gewählt werden dürfen. Fast unisono wird der Ex-Militär als brandgefährlicher Rechtsextremist verdammt. Doch die konventionellen Medien hatten kaum Einfluss auf den Wahlkampf, der fast ausschliesslich über die sozialen Medien ausgetragen wurde. Die *Weltwoche* nahm dies



Fluch oder Segen? Brasiliens Präsident Bolsonaro.

zum Anlass, den bekannten brasilianischen Talkmaster und Blogger (152 000 Follower auf Twitter) Flavio Morgenstern erklären zu lassen, warum er schon vor zwei Jahren auf Bolsonaro setzte und warum dessen Regierung seiner Meinung nach ein Segen für Brasilien ist. **Seite 38**

Thomas Hansueli Zurbuchen. Haben Sie diesen Namen schon gehört? In den USA steigt keine Rakete in den Himmel, wenn sie nicht das Gütesiegel des Berners trägt. Aufgewachsen in einem Pfarrhaus in Heiligenschwendi, zog Zurbuchen nach Amerika, wo er heute nach den Sternen greift. Zurbuchen ist Forschungsleiter der Nasa und Chef von 10 000 Wissenschaftlern. Urs Gehrig hat Zurbuchen unter der Kuppel des Observatoriums am Berner Gymnasium Kirchenfeld getroffen. Gemeinsam reisten sie entlang von Planeten und durch ferne Galaxien. Dann offenbarte Zurbuchen ein Abenteuer, das alles in den Schatten stellen wird. «2021 werden wir Gewaltiges erleben», so unser Mann im All. **Seite 48**

Neu begrüßen wir mit dieser Ausgabe die Autorin, Kolumnistin und Videobloggerin Tamara Wernli. Die ehemalige News-Moderatorin hat sich über Jahre in der *Basler Zeitung* einen Namen gemacht als kluge und unerschrockene Kommentatorin im Sperrgebiet von Geschlechterfragen, politischen und gesellschaftlichen Trends. Mit ihren Texten und Videoblogs mit zum Teil über 100 000 Views hat sie auch in Deutschland Kultstatus erlangt. Ihre Kolumne «Tamaras Welt» erscheint auf der letzten Seite als krönender Abschluss jeder Ausgabe. Wir wünschen unserer Leserschaft viel Vergnügen und heissen die Kollegin herzlich willkommen. **Seite 66**

Durch die neue Kolumne von Tamara Wernli rücken die Leserbriefe prominent nach vorne. Sie



Herzlich willkommen: Kolumnistin Wernli.

sind als Doppelseite gleich nach den Kolumnen von Bodenmann, Mörgeli, Zimmermann und Broder zu finden. Ebenfalls auf der Leserbriefseite ist die Ratgeber-Kolumne «Fragen Sie Dr. M». Dies deshalb, weil die Serie von Giles Milton über historische Mysterien Ende 2018 zu Ende ging. Miltons geschichtliche Episoden werden demnächst als Buch erhältlich sein.

Wie kurz nach Redaktionsschluss der letzten Nummer bekannt wurde, musste der Journalist Claas Relotius Fälschungen im *Spiegel* zugeben. Die *Weltwoche* hat zwischen 2012 und 2016 mehrere Interviews und eine Reportage des preisgekrönten und schon damals für internationale renommierte Medien tätigen freien Journalisten gedruckt. Ob und inwieweit die *Weltwoche* durch Fälschungen betroffen ist, wird im Moment untersucht. Wir nehmen den Fall ernst und prüfen, so weit möglich, die Relotius-Texte. Dem beschuldigten Autor, der inzwischen einige seiner für den *Spiegel* gewonnenen Journalistenpreise zurückgab, wird Gehör eingeräumt. Sobald uns gesicherte Erkenntnisse vorliegen, werden wir die Leserschaft informieren.

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnert, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler,
Sebastian Scholz (*Assistent*)

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Katharina Dillier, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH

Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Schneeballeffekt: Andri Ragettli. Seite 36



Gut und Böse: Franziska Schutzbach. Seite 18



«Innovation heisst auch, die gleiche Leistung zu tieferen Kosten zu bieten.»

Martin Hirzel: Seite 32

Titelgeschichte

- 48 **Thomas Zurbuchen** Vom Pfarrerssohn aus Heiligenschwendi zum Forschungsleiter der Nasa

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
7 **Kommentar** Klischeevorstellungen
8 **2019** Eisvogeltage
9 **Politik** Sinnvoller Abzug
10 **Kopf der Woche** Michel Houellebecq: Phänomenologie der Fellatio
18 **Essay der Woche** Franziska Schutzbachs «Rhetorik der Rechten»
20 **Mörgeli** Wie im Märchen so schön
20 **Bodenmann** Chli stinke tuet es
21 **Medien** Tell me a good story
21 **Die Deutschen** Merkel ins All

Inland

- 9 **Die extreme Mitte** Plädoyer für die Auseinandersetzung
26 **EU-Rahmenvertrag** Hans Hess' Aussagen unter der Lupe
28 **Bruno Stefanini** Das grosse Erbe des Immobilien- und Kunstsammlers
30 **Fröhliches Kommissionsleben** Kampf um die vollen Fördertöpfe

Ausland

- 24 **Johannes «Gio» Hahn** Der EU-Kommissar droht der Schweiz
38 **Jair Bolsonaro** Grosse Hoffnungen auf Brasiliens neuen Machthaber
40 **Samba um die Rentenfälle** Bolsonaros Regierungsprogramm
42 **Amerika** Vor und nach Trump
43 **Amos Oz** Der israelische Wortführer des Friedens ist verstummt
44 **Sternstunden und Friedensväter** Serie über die Anfänge der EU (Teil 1)
47 **Inside Washington** Falsch gestrickt

Wirtschaft & Wissenschaft

- 14 **Thomas Jordan** Geldpolitik in der Schockstarre
16 **Schluss mit grossen Krisen** Angst vor dem grossen Einbruch
32 **«Werte zu leben, ist bonusrelevant»** Autoneum-Präsident Martin Hirzel

Kultur & Gesellschaft

- 19 **Fake News** Lieber Claas Relotius
31 **Bernard Thurnheer** Stiller Abschied von «Beni National»
35 **Die Super-Senioren kommen** Peter Marti über die neuen Alten
36 **Andri Ragettli** Wie der Bündner Freeskier die Sportszene aufmischte
52 **Ikone der Woche** Thylane Blondeau

- 54 **Zwinglis Macht** Gerhard Pfister auf den Spuren des Reformators
55 **Bleiche Exerzitien** Der neue «Zwingli» im Kino
56 **Höflich die Ohren langziehen** Darf man Kinder noch bestrafen?
60 **Charly Müller** Rückblick auf das schnelle Leben eines Gentleman
61 **Maurus Federspiel** «Die Vollendung»

Rubriken

- 7 **Im Auge** Claas Relotius
12 **Personenkontrolle**
13 **Nachruf** F. W. Bernstein
22 **Darf man das? / Leserbrief**
23 **Fragen Sie Dr. M.**
58 **Die Bibel** Bibel gegen Fake News
58 **Kino** «Life Itself» und «Aquaman»
59 **Knorrs Liste**
59 **Jazz** Biréli Lagrène
62 **Thiel** Kindergeburtstag
62 **Namen** Gefühl der Dankbarkeit
62 **Fast verliebt** Brustpumpen
63 **Unten durch** Putte endlich!
64 **Wein** Im Feld der Kometen
64 **Salz & Pfeffer** Chris Trewers Malkasten
65 **Auto** Suzuki Vitara 1.4
66 **Tamaras Welt** Heuchlerische Verbote

Wunder

Warum es unvernünftig ist, am Leben zu verzweifeln.

Von Roger Köppel

Wichtigste Erkenntnis über Weihnachten und Neujahr: Es ist grossartig, dass man lebt. Das Leben, das eigene, das der Kinder, ist ein Wunder, ein wunderbares Rätsel.

Das Leben ist ein Geschenk, das wir ohne jede Vorleistung bekommen haben. Niemand kann etwas dafür, dass er lebt.

Unsere Kinder bekamen Fernrohre geschenkt, mit denen man ins All blicken kann. Es ist der nächste Wahnsinn: Das Universum ist so riesig, aber es soll aus einem winzigen Atom entstanden sein.

Alles begann vor etwa 13,8 Milliarden Jahren mit einem gigantischen Knall. Unsere Sonne wird, habe ich gelesen, in schätzungsweise 6 Milliarden Jahren verlöschen. Damit erlischt höchstwahrscheinlich auch alles Leben auf der Erde.

Warum eigentlich? Und wozu das Ganze?

Wir haben die Wissenschaft, tüfteln herum, bilden uns ein, die Existenz und die Welt zu beherrschen.

Dabei fehlt uns die Antwort auf die interessanteste aller unbeantwortbaren Fragen: Warum ist etwas, und warum ist nicht einfach nichts?

Nein, ich bin nicht religiös. Religion ist die Droge von Leuten, die glauben, sie hätten eine privilegierte Verbindung zum lieben Gott, eine Art Standleitung, einen Kommunikationskanal, über den sie auf das höchste Wesen einwirken können und umgekehrt.

Was für ein Unsinn. Wie Ameisen vor dem Mount Everest stehen wir vor Gott oder vor dem, was wir dafür halten. Falsch: Die Ameisen haben immerhin eine dunkle Ahnung vom Mount Everest, während wir nicht die geringste Ahnung, nicht den blassesten Schimmer haben, wer oder was Gott sein könnte.

Die religiöse Verseuchung des Glaubens ist der grosse Irrtum, gegen den die Reformatoren antraten. Vor exakt 500 Jahren begann Reformator Zwingli am Zürcher Grossmünster zu predigen.

Seine wichtigste Botschaft: Es ist nicht so entscheidend, ob wir an Gott glauben. Hauptsache, Gott glaubt an uns.

Und dass er das tut, ist offensichtlich: Der Mensch, der nichts dafür kann, dass er lebt, gibt sich seit Jahrhunderten enorme Mühe, seinen Planeten zu verwüsten, ohne dass es ihm bis jetzt gelungen wäre. Die Summe der Irrtümer und Verbrechen ist gewaltig.

Trotzdem konnte das Allerschlimmste bisher verhindert, überwunden werden. Irgend-

wie ging es immer. Nennen wir es göttliche Vorsehung.

Selbst das 20. Jahrhundert ist für mich eine Art Gottesbeweis. Das mag in manchen Ohren zynisch klingen, so ist es aber nicht gemeint. Die entscheidende Tatsache ist, dass die Hitlers, die Stalins, die Pol Pots und all die anderen Killer am Ende untergingen.

Das rechtfertigt keinen der Millionen Toten, aber es zeigt: Die Guten gewinnen. Die Bösen verlieren. Es zeigt auch: Das Böse ist eine Realität, eine von Menschen geschaffene.

Für den deutschen Philosophen Hegel, den viele für einen Wegbereiter späteren Unheils halten, war Gott der «absolute Geist», der sich in der Welt, im Menschen selbst verwirklicht. Einer seiner ungeheuerlichsten, faszinierendsten und, richtig verstanden, wohl richtigsten Sätze lautet: «Was vernünftig ist, das ist wirklich. Und was wirklich ist, das ist vernünftig.»

Es gibt ein höheres Prinzip, das in allem wirkt.

Es ist modisch geworden, solche Gedanken für naiv zu halten. Vielleicht sind sie es nicht. Hegel war geprägt vom Fortschrittsoptimismus des 19. Jahrhunderts. Er war sicher, glaubte bewiesen zu haben, dass Fortschritt eine unausweichliche Konsequenz unseres Lebens ist.

Machen wir uns nur bewusst, wie unwahrscheinlich es ist, dass es überhaupt menschliches Leben gibt.

Ein amerikanischer Nobelpreisträger fand dafür vor einigen Jahren ein treffendes Bild:



Hauptsache, er glaubt an uns: Zwingli.

Die Wahrscheinlichkeit, dass aus der Ursuppe der Ozeane mit ihren Trilobiten und Quallen irgendwann geländegängige Tiere hervorkriechen würden, aus denen sich später dann die Menschen entwickelten, sei ungefähr so gross wie die Wahrscheinlichkeit, dass in einer Scheune voller Altmittel, durch die nur lange genug ein Wirbelsturm fege, am Schluss eine flugfähige Concorde stehe.

Allein der Umstand, dass es uns gibt, ist ein Wunder. Und Grund für Zuversicht.

Viele Neujahrselektartikel beschäftigen sich mit dem technologischen Wandel. Unsicherheit breitet sich aus. Die Angst geht dahin, dass sich der Mensch mit seinen Maschinen, seinen immer intelligenteren Robotern überflüssig macht. Massenarbeitslosigkeit, sozialer Sprengstoff. Der Mensch als entbehrliche Prothese seiner Apparate.

Schon frühere Generationen verzweifeln, weil sie glaubten, mit den von ihnen selbst verursachten Veränderungen nicht zurechtzukommen.

Der Kanton Zürich zum Beispiel lebte zu Beginn des 19. Jahrhunderts wie die ganze Schweiz überwiegend von der Landwirtschaft. Die industrielle Revolution kam mit brutaler Wucht. Am Ende gelang die Umstellung. Das 19. Jahrhundert gilt als Sternstunde der schweizerischen Geschichte.

Interessant sind die immer länger werdenden Abspannlängen neuer Hollywoodfilme. Noch nie waren die Filme digitaler als heute. Noch nie haben so viele Menschen an der Herstellung von Filmen mitgewirkt.

Es ist nicht nur ein Geschenk, dass wir leben. Wir haben auch die Talente geschenkt bekommen, um mit unserer Existenz fertig zu werden.

Menschen sind nicht dumm. Sie sind lernfähig. Sie können sich anpassen. Sie haben die Fähigkeit der Empathie. Sie können sich in andere Menschen und zum Teil sogar in andere Kulturen hineinversetzen.

Klar, Missverständnisse sind die Regel, die eigene Sicht, das Ego trübt den Blick auf andere, aber trotzdem: Verständnis ist möglich. Verständigung findet statt.

Nicht die Unvernunft, die Vernunft setzt sich durch. Das Leben ist hart, oft ungerecht, aber das Gute, das Solide, was Substanz hat, bewährt sich, hat Bestand. Es muss so sein.

Es gibt Leute, die tragen ein schweres Schicksal, ohne daran zu zerbrechen. Andere jammern auf höchstem Niveau. Den meisten geht es viel besser, als sie meinen. Wir leben. Auf einem Planeten, der still durch einen Raum toter Materie kreist. Was für ein Wunder. Jeder Tag ist ein Geschenk.

Wir machen
Ihren Venen
Beine.

Venenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.

PYRAMIDE
KLINIK AM SEE



Gourmet-Spezial im Hotel Hof Weissbad

Wohlfühloase im Appenzellerland

Gönnen Sie sich eine Auszeit im wunderschönen Appenzellerland. Das frisch renovierte Hotel Hof Weissbad verwöhnt Sie nach allen Regeln der Kunst: mit seiner mit 16 Gault-Millau-Punkten ausgezeichneten Spitzenküche und einem einzigartigen Wohlfühlangebot. Der perfekte Ort zum Entspannen, Erleben und Geniessen.

Schweizer Qualität, urchige Traditionen und ursprüngliche Natur: Am Fuss des Säntis empfängt Sie das innovative Hotel Hof Weissbad mit erstklassigem Komfort und persönlicher Betreuung. Die 87 komplett umgebauten Zimmer und Suiten – ausgestattet mit Textilien der St. Galler Traditionsfirma Schlaepfer, einem Dusch-WC und mit einer traumhaften Aussicht auf den Alpstein – lassen keine Wünsche offen. Um das kulinarische Wohl kümmert sich die international prämierte Küchenchefin Käthi Fässler. An einem der beiden Abende wählen Sie ein Vier-Gänge-Menü aus achtzehn verschiedenen Gerichten; geniessen Sie ein Gourmet-Menü der absoluten Spitzenklasse. Der Wellnessbereich bietet ein umfangreiches Angebot mit Quellwasser im Innen- und Aussenbad, Saunalandschaft, Fitness, Gymnastik, Massagen und Kosmetik. Ruhe erleben Sie im weit-

läufigen Hotelpark mit Wald, Wiesen, Bach und Kräutergarten.

Die einmalige Landschaft erkunden Sie mit einem kostenlosen Flyer-E-Bike oder Mountainbike, beim Wandern oder auf einer Schneeschuh-tour rund um den Säntis oder im Alpstein. Mit der Ferienkarte sind Fahrten mit den Appenzeller Bahnen, den drei Luftseilbahnen und Museumseintritte gratis.



Platin-Club-Spezialangebot

Gourmet-Spezial im Hotel Hof Weissbad

Leistungen:

- 3 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- 2 Abendessen (Halbpension)
- 1 Gourmet-Menü inkl. offerierte Getränke
- 1 Behandlung im Wellnessbereich
- Freier Eintritt im Bade-, Sauna- und Wellnessbereich
- Täglich wechselndes Aktivitäten-Programm
- Appenzeller Ferienkarte

Spezialpreis pro Person:

Im Einzelzimmer: Fr. 990.– (statt 1136.–)
Im Doppelzimmer: Fr. 890.– (statt 1061.–)

Buchung:

Ab sofort bis Ende März 2019
(ausgenommen Weihnachten/Neujahr)
Reservieren sie ihr Angebot unter
Tel. 071 798 80 80. Bitte Kennwort «Weltwoche»
angeben

Veranstalter:

Hotel Hof Weissbad, Im Park 1, 9057 Weissbad
www.hofweissbad.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Klischeevorstellungen

Von Beat Gygi — Die Verbindung der Unternehmenssteuerreform mit der AHV-Finanzierung steht im neuen Jahr noch einmal zur Debatte. Die Wirtschaft muss ihren Freiraum besser verteidigen.



Tauschhandel: CVP-Ständeräte Bischof, Graber.

Das neue Jahr bietet wahrscheinlich die Gelegenheit, zwei der wichtigsten wirtschafts- und sozialpolitischen Themen, die Unternehmenssteuerreform sowie die Erhöhung der AHV-Finanzierung, noch einmal genauer und sorgfältiger zu diskutieren. Im vergangenen Herbst hat das Parlament die beiden Geschäfte fest zu einer einzigen Vorlage verquickt und so verabschiedet, dass das Volk nicht mehr einzeln zu Altersvorsorge und Unternehmenssteuerreform seine Meinung sagen kann. Wenn das nun ergriffene Referendum gegen dieses Vorhaben zustande kommt, findet am 19. Mai die Volksabstimmung statt. Wirtschaftsvertreter und Verbände sehen im Referendum eine Gefährdung des Wirtschafts- und Steuerstandortes Schweiz. Ein Durchdrücken des Doppelpakets gilt für viele als wirtschaftsfreundlich, weil das den Weg ebne, um die hiesige Unternehmensbesteuerung den ausländischen Vorgaben anzupassen.

Aber diese vom Ständrat lancierte fixe Verbindung zweier völlig unterschiedlicher Themen schadet der Wirtschaft viel mehr, als es zunächst scheint. Die Stimmbürger können auf dem Abstimmungszettel nur ein Feld ausfüllen, müssen sich dafür aber auf zwei komplexen Gebieten ihre Meinung machen und dann irgendwie einen Saldo ziehen. Das Argument der organisierten Wirtschaft lautet etwa, dass man Mitte-links-Leute, die den Firmen eigentlich Steuererleichterungen missgönnten, dadurch gewinne, dass der AHV ein Milliardenzustupf versprochen werde. Salopp ausgedrückt: «Ihr bekommt mehr Geld für Soziales, dafür erhalten wir bessere Steuersätze.» Das verdirbt aber die Spielregeln der Schweizer Politik, wenn eine

sogenannt unternehmensfreundliche Massnahme fix durch eine sogenannte soziale Kompensation abgegolten werden soll.

Zehnjähriges Seilziehen

So helfen Wirtschaftsvertreter die Klischeevorstellung zu fördern, «wirtschaftlich» und «sozial» seien Gegensätze. Und das regt den Appetit an. Es wird nun schwieriger, bei einem wirtschafts- oder sozialpolitischen Thema Vor- und Nachteile zu diskutieren, ohne gleich eine Kompensation daran knüpfen zu müssen. Solche Tauschgeschäfte machen die Politik oberflächlicher und schlechter, weil sie von der Sache ablenken. Würde man die Steuerfrage einzeln debattieren, käme wohl eher an den Tag, dass Unternehmenssteuern letztlich nicht vom Unternehmen bezahlt werden, sondern grossenteils von den Angestellten und den Kunden, also von den normalen Leuten – und dass Steuersenkungen dann eben auch ihnen nützen. Und bei der AHV-Finanzierung würde auch klarer, dass vor allem die Löhne unter den Beitragssteigerungen leiden. Mit diesen Einsichten würden sicher viele Leute Steuersenkungen und die Erhöhung des Rentenalters anders beurteilen als bisher.

Die Unternehmen in der Schweiz werden in nächster Zeit bei mehreren Abstimmungen dafür kämpfen müssen, dass ihr Spielraum nicht noch mehr verkleinert wird. Im Februar kommt die Zersiedelungsinitiative vors Volk, welche die Entwicklung von Wirtschafts- und Wohngebieten einschränken und mit mehr Auflagen belasten soll. In der Warteschlange des Parlaments ist sodann die Konzernverantwortungsinitiative, die Schweizer Unternehmen und Zulieferern weltweit einheitliche Menschenrechts- und Umweltvorschriften und eine entsprechende Beaufsichtigung auferlegen will. Die Initiative «für einen vernünftigen Vaterschaftsurlaub» oder ein Gegenvorschlag bedeuten ebenfalls ein Eindringen der Politik in ein Gebiet, das bisher privat war. Dass man solchen Versuchen in der Politik aber durchaus Grenzen setzen kann, zeigt das schon über zehnjährige Seilziehen um die Revision des Aktienrechts. Ursprüngliches Ziel war es, die Stellung der Aktionäre zu stärken. Dann versuchte man die Regulierung von Managerlöhnen, später von Frauenquoten, schliesslich von Konzernverantwortung und Transparenzvorgaben für Rohstofffirmen hineinzupacken. Die Verteidiger der Freiräume haben sich bisher erfolgreich dagegen gewehrt.

Karl May



Claas Relotius, Geschichtenerzähler.

Hat Claas Relotius, 33, der nette Rotblonde, zu viel «Winnetou» gelesen? Verfiel er in die Suchtspirale nach Abenteuergeschichten, wie sie einst Karl May (1842–1912) aus Radebeul am Laufmeter für Generationen bis heute zusammenfabuliert hat als talentierter Pseudologe, krankhafter Lügner, Auflage 200 Millionen?

Diese wunderbaren Kopfgeburten. Der edle Apache Winnetou und sein Blutsbruder Old Shatterhand mit dem unfehlbaren Henrystutzen in den Prärien und Wäldern des fernen Amerika. Kara Ben Nemsis mit dem sagenhaften Rapphengst Rih in den Schluchten des Balkans und in den Wüsten des Orients. May, vorbestraft wegen Diebstahls von sechs Kerzen im Lehrerseminar, aus einem Gefangenentransport geflüchtet, später wegen weiterer Diebereien vier Jahre im Knast, schrieb sich mehrere falsche Ehrendoktorhüte zu. Relotius hingegen wurden die Journalistenpreise nur so nachgeworfen für seine aufwühlenden Reportagen von den Schauplätzen der Ungerechtigkeiten, ihren Bösewichten und Widerstandshelden. Sie spielten oft in den gleichen Welten wie bei May, Amerika und Orient. Der manisch fleissige Autor – wie May – verwob Realität und Fiktion im Sinne des Guten. Karl May entdeckte erst 1899 als Tourist den Nahen Osten, 1903 das industrielle Amerika. Eine Fremdsprache kannte er nicht.

Der Vielflieger Relotius war unterwegs in Storys, die andere nicht sahen, und niemand fragte sich, wie das mit den Sprachen war: Waren die Leute, die er mit englischer Zunge interviewte oder auch nicht, und die Übersetzer alles Poeten, wie er, Relotius? Mit der Wahl der schlimmen Old Silberlocke ins Weisse Haus eröffnete sich ihm eine neue Inspirationsquelle, aber den Skalp verloren haben jetzt seine Chefs beim Spiegel.

Karl May wurde zu Lebzeiten heftig angegriffen, erst eine Woche vor seinem Tod erntete er in Wien Beifallsstürme für den Vortrag «Empor ins Reich der Edelmenschen» und wurde von der Nobelpreisgewinnerin Bertha von Suttner in den Arm genommen. Seither langweilt er sich in seinem ewigen Jagdgrund in Radebeul. Und was wird aus Relotius? Peter Hartmann

Eisvogeltage

Von Michael Bahnerth —
Mein Wunsch fürs neue Jahr.

Nicht, dass ich ein sehr grosser Bewunderer Friedrich Nietzsches wäre, war er nebst seiner geistigen Grösse doch auch einfach ein kleiner Mann mit grossem Schnauzer, der ein Leben lang kränklich, schwer zufriedenzustellen und unglücklich verliebt war, was für Männer, deren Geist über der Materie schweben sollte, bedenklich allzu menschlich ist. Dankbar bin ich ihm aber für den Begriff «halkyonisch», der nicht von ihm ist, den wir ihm aber grösstenteils zu verdanken haben. Es war sein Lieblingsbegriff im Herbst seines Lebens.

Die halkyonischen Tage stehen sinnbildlich für Stille. Für die Tage, an denen der Eisvogel brütet. Für die zwei, drei Wochen am Wintermittelmeer – Ende Dezember, Anfang Januar – wenn die Welt so ist, wie sie immer sein sollte; lieblich und unaufgeregt erfüllt. Es ist eine Windstille der Seele in weiter Landschaft unter lichtdurchflutetem Himmel, wie einer einst schrieb, und für den schon angeschlagenen Nietzsche war es Ruhe, die Lichtschauer des Südens, das glatte Meer, die Vollkommenheit, eine kurze Pause seiner Kopfschmerzen.

Kosmische Stille im Lärm der Welt

Wenn ich als Normalsterblicher einen göttlichen Wunsch frei hätte, dann wäre es dies; halkyonische Tage für immer und überall und jeden. Ein Leben, in dem Äolus, der Gott der Winde und Vater von Alkyone, die das Menschsein nicht mehr ertrug, nachdem sie ihre Liebe verloren hatte und aus Mitleid von den Göttern in einen Eisvogel verwandelt wurde, mehr als nur zwei, drei Wochen nicht in mannigfaltiger Form an uns zerrte. Eine kosmische Stille im Lärm der Welt, ein Tempo des Daseins, bei dem wir nicht den Kopf senken müssen, ummizuhalten, bei dem wir nicht in Schweiß und Sorgen baden, eines, in dem die Zeit, die uns gegeben ist, wieder mehr uns gehört und nicht in den unaufhörlichen Anforderungen des modernen Daseins versickert. Ein kindlicher Wunsch, ich weiss.

Als Normalsterblicher wünsche ich uns: eine solide Pumpe, eine klaglose Leber, eine pralle Brieftasche, eine grosszügige Ignoranz dem Unwichtigen gegenüber, ein paar Momente für die Ewigkeit, die besten aller Freunde, ein *hole-in-one*, ein paar zauberhafte Strände und Landschaften, keine Erdbeben auf dem inneren Kontinent und nie, nie Hundescheisse an der Schuhsohle.

Sinnvoller Abzug

Von Pierre Heumann — Trump fliegt Kritik um die Ohren, egal, was er tut. Warum der US-Präsident recht hat, wenn er seine Truppen aus Syrien abzieht.

Präsident Donald Trump kündigt den Rückzug von US-Truppen aus Syrien an – und erntet dafür heftige Kritik. Umstritten ist erstens seine Einschätzung, dass der Islamische Staat (IS) in Syrien «weitgehend» besiegt sei. Die Türkei, der Iran oder Terrormilizen würden im Nu das Machtvakuum füllen, das die Amerikaner zu hinterlassen gedenken, mahnen zweitens Experten und Politiker. Sobald sich in drei bis vier Monaten der letzte amerikanische Soldat aus Syrien verabschiede, werde sich drittens das Kräfteverhältnis nicht nur dort, sondern im ganzen Nahen Osten zuungunsten des Westens verschieben. Der US-Rückzug sei viertens das Eingeständnis, dass Russland, der Iran und das Regime von Baschar al-Assad den Bürgerkrieg gewonnen haben. Damit, so der fünfte Kritikpunkt, mache Trump seine Verbündeten in der Region, Israel und die Kurden, zu Verlierern.

Allein, Trump zieht sich mit guten Gründen aus Syrien zurück. Bereits heute beherrscht Assad mindestens 80 Prozent des Staatsgebietes sowie die grössten Städte. Die amerikanischen Truppen hingegen kontrollieren zusammen mit ihren Verbündeten, den Syrian Democratic Forces, lediglich Wüstengebiete im Osten des Landes. Die Zone wäre für die USA deshalb kein Trumpf, «um in Verhandlungen Konzessionen von Damaskus, Teheran oder Moskau abzuverlangen», schreibt der ehemalige US-Botschafter in Damaskus, Robert S. Ford, in der *Washington Post*.

Übertriebene Befürchtungen

Zudem hat Trump recht, wenn er sagt, der IS sei in Syrien weitgehend besiegt. Trotz empfindlicher Einbussen, die die Dschihadisten hatten hinnehmen müssen, sei nach wie vor mit ihnen zu rechnen, mahnen zwar Trump-Kritiker: Ohne die Präsenz amerikanischer Truppen lasse sich die Gefahr des IS in dieser Region nicht definitiv bannen, weil es nach wie vor vereinzelte Terrorkämpfer gebe. Aber der IS hat 95 Prozent des Territoriums verloren, das er vor fünf Jahren kontrolliert hatte. Ein militärischer Sieg über die verbliebenen Terrornester würde nicht genügen, um das Dschihad-Risiko gänzlich auszuschalten. Denn letztlich, so Diplomat Ford, lasse sich dadurch die todbringende Ideologie nicht zerstören.

Trump würde die Kurden verraten, die an der Seite amerikanischer Truppen gekämpft haben, lautet ein weiterer Vorwurf. Den Kurden

drohe ein Massaker durch türkische Truppen, sobald sie nicht mehr auf den Schutz der Amerikaner zählen können. So weit muss es keineswegs kommen. Unter bestimmten Bedingungen – so etwa die Entwaffnung der Kurden oder ihr definitiver Verzicht auf Autonomieforderungen – könnte Ankara akzeptieren, dass syrische Streitkräfte die Grenze zur Türkei bewachen und damit verhindern, dass sich die syrischen und türkischen Kurden miteinander gegen Ankara verbünden.

Sobald die Amerikaner ihren Stützpunkt al-Tanf im Osten Syriens aufgeben, werde der Iran eine durchgehende Strasse von Teheran nach Beirut realisieren, um die schiitische Terrormiliz Hisbollah mit Waffen und Munition zu versorgen, mahnen zudem Kritiker des amerikanischen Rückzugs aus Syrien. Der ehemalige Chef des israelischen militärischen Geheimdienstes, Yaakov Amidror, hält diese Befürchtung für übertrieben. Er bezeichnet den Beitrag amerikanischer Truppen im Kampf gegen die iranische Präsenz in Syrien als «marginal bis null».

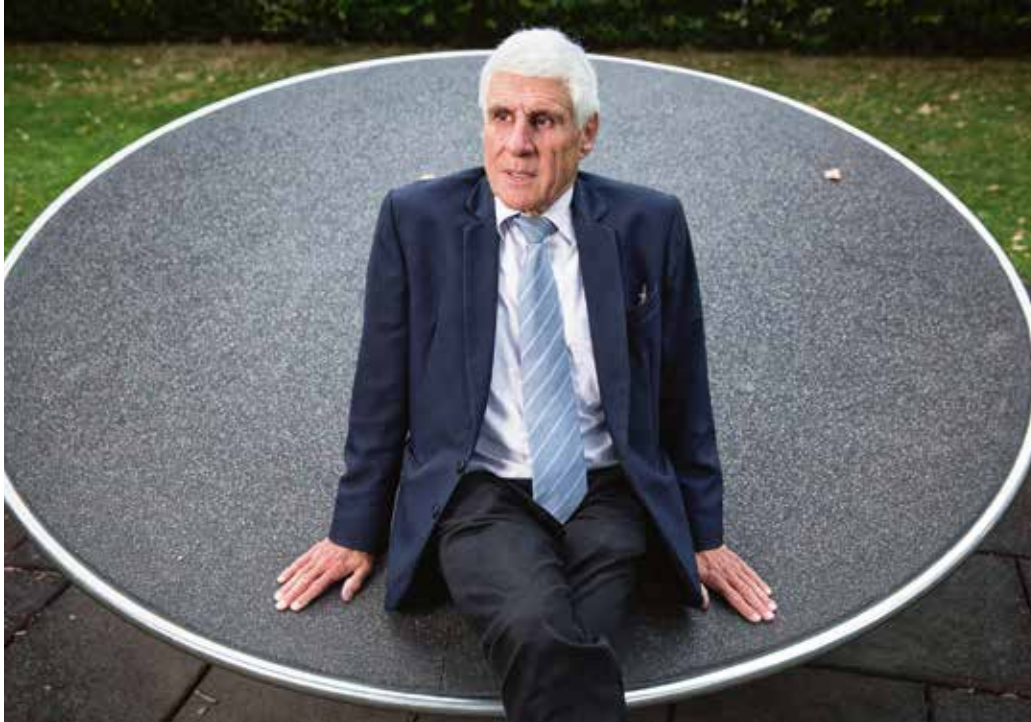
In den vergangenen Monaten hat Israels Luftwaffe Dutzende Male iranische Waffenlieferungen an die Hisbollah zerstört. Ohne US-Präsenz in Syrien werde Russland Angriffe auf iranische Transporte nicht mehr tolerieren, mahnen Skeptiker. Weit gefehlt: Putin, der seinen Vasallenstaat Syrien allein dominieren will, dürfte sogar froh sein, wenn der Iran, die zweitstärkste Macht in Syrien, von Israel in die Schranken gewiesen wird.



«Marginal bis null»: US-Streitkräfte in Syrien.

Die extreme Mitte

Von Alex Baur — Die politische Mitte ist der neue Sehnsuchtsort jener, die sich zu schade, zu erhaben sind für den Streit. Realität aber bleibt: Es braucht links und rechts, Auseinandersetzung, Rede und Gegenrede.



«Grandiose Realitätsverweigerer»: Ökonom Rudolf Strahm (SP).

In seinem Jahresausblick (*Tages-Anzeiger*, *Der Bund*, *Basler Zeitung*) hat Kolumnist Rudolf Strahm dazu aufgerufen, die Sorgen der rechtskonservativen Wähler ernst zu nehmen, statt sie als Rassisten und Ewiggestrige zu verteufeln und so in die Arme von Populisten zu treiben. Die «Enttäuschung der Globalisierungsverlierer» und «Ängste der Verdrängten» seien nachvollziehbar: «Abstiegsängste», die «Abwehr» der Überfremdung, die «Identitätsfrage». Die Polarisierung führe nur zu sinnlosen Verletzungen und Verhärtungen.

Tadelnd schaut der ehemalige SP-Nationalrat nach links und rechts. Auf der einen Seite sichtet Strahm den «ultrarechten Politiker» Roger Köppel, Besitzer und Chefredaktor dieses Blattes, Bannerträger der SVP mit einer Neigung zum Prediger (Seite 5). Am anderen Ende der Skala ortet er die «linke Soziologin» Franziska Schutzbach, die mit der Streitschrift «Die Rhetorik der Rechten» ihre Genossinnen auf die geistigen Barrikaden ruft (Seite 18). «Beide bedienen ihre Gläubigen mit ideologischen Kampfpapieren», diagnostiziert Strahm, «und beide sind auf ihre Art grandiose Realitätsverweigerer.»

Wenn Köppel und Schutzbach die Extreme verkörpern, dann vertritt Strahm eine Art extreme Mitte. Denn eine Mitte definiert sich nie durch sich selber, sondern durch die Pole. Sie sucht die maximale Distanz zu beiden Seiten.

Nun ist es schwierig, der Mitte zu widersprechen. Es gibt immer zwei Seiten.

Die Migration zum Beispiel kann Menschen zusammenbringen; eine Massenzuwanderung führt längerfristig fast zwangsläufig zu Segregation, Hass und Terror, wie uns die Geschichte lehrt. Nationalismus ist schlecht, wenn er zur Rechtfertigung von Aggression dient; Nationalismus ist gut, wenn er den Menschen Sicherheit und Geborgenheit gewährt. Das Asylrecht schützt Opfer von Verfolgung, aber leider auch Schlaumeier und Kriminelle. Die Sozialhilfe ist ein Segen in der Not, aber ein Fluch, wenn sie Abhängigkeit schafft. Steuern sind eine gute Investition, soweit sie dem Gemeinwohl dienen;

Wo alle gleich sind, herrscht Einöde; wenn alle einer Meinung sind, regiert die Einfalt.

sie können aber auch schädlich sein, wenn sie die Fleissigen bestrafen und asoziales Verhalten belohnen. Die Liste liesse sich fortführen.

Wozu also der ganze Streit, all die ideologische Prinzipienreiterei? Liegt die Wahrheit etwa nicht irgendwo in der goldenen Mitte?

1992 verkündete der amerikanische Politologe Francis Fukuyama in seinem epochalen Bestseller «Das Ende der Geschichte» die Überwindung

der Ideologien. Der Kalte Krieg war soeben relativ friedlich zu Ende gegangen. Die Supermächte einigten sich auf die atomare Abrüstung, die Stellvertreterkriege rund um den Erdball wurden eingestellt. In der real existierenden Welt hatte sich der Sozialismus selber überwunden und der freie Markt seine Überlegenheit auf allen Ebenen bewiesen. Der Weg schien frei für eine glückliche Zukunft ohne links und rechts.

Doch Fukuyama hat sich geirrt. Mit dem Ende des kommunistischen Blocks fing der Kampf der Ideologien erst recht an. Und er tobt heftiger denn je. Die Positionen sind im Kern dieselben wie eh und je: progressiv gegen konservativ, Regulierung gegen Freiheit, Planwirtschaft gegen Markt, Globalismus gegen Nationalismus. Das alte links gegen rechts.

Das ewige Ringen um Prinzipien ist mühsam, aber offenbar unverzichtbar. Immerhin geht es um existenzielle Fragen der menschlichen Zivilisation. Man kann die Verschärfung der Tonlage auch als gesunde Reaktion auf die postmoderne Beliebigkeit deuten.

Das Problem der extremen Mitte ist, dass sie selber zum Totalitären neigt, das sie bekämpfen will. Wer dem Streit ausweicht, sich als Stimme der Vernunft über allen Parteien wähnt, lässt auch keine Gegenmeinung zu.

Doch niemand ist im Besitz der alleinseligmachenden Vernunft. Das Leben ist ein endloser dialektischer Prozess, ein Streit, Rede und Gegenrede. Es fängt an bei Adam und Eva. Nur Gegensätzliches kann Neues zeugen. Wo alle gleich sind, herrscht Einöde; wenn alle einer Meinung sind, regiert die Einfalt. Ohne Spannung gibt es keine Harmonie, nur Langeweile. Der Kompromiss ist stets die Frucht eines Kampfes, welche den Samen zur nächsten Auseinandersetzung bereits in sich trägt. Endgültig ist allein der Tod.

Rudolf Strahm irrt, wenn er den weltweiten Vormarsch der sogenannten Rechtspopulisten auf Verlustängste reduziert. In Amerika wird mitunter – anders als in Europa – zwischen Globalisierung und Globalismus unterschieden. Gemeint ist mit Letzterem eine Weltherrschaft von multinationalen Gremien wie etwa der EU oder der Uno. Konservative kritisieren nicht nur den Verlust der nationalen Souveränität, sondern vor allem auch das Fehlen effizienter demokratischer *checks and balances*. Die Globalisierung, also den grenzübergreifenden Austausch von Ideen und Waren, begrüßen dagegen die meisten. Es geht hier nicht um irrationale Ängste, sondern um wichtige Grundsatzenfragen, die einer tabufreien Debatte bedürfen.

Wo Strahm recht hat: Die Polarisierung kann zu fruchtlosen Verhärtungen führen. Die Mitte ist von dieser Gefahr nicht ausgenommen. Wenn sie im Wettstreit der Ideen eine Funktion haben will, sollte sie sich nicht zur alleinseligmachenden Vernunft stilisieren, sondern die Auseinandersetzung mit anderen Sichtweisen suchen.

Phänomenologie der Fellatio

Von Jürg Altwegg — Diese Woche erscheint Michel Houellebecqs neuer Roman. Frauen sind in dem Buch fast ausnahmslos Objekte der Begierde und des Hasses. Die französische Kritik feiert «Serotonin» im Jahr eins nach #MeToo.

Am 7. Januar vor vier Jahren sass Michel Houellebecq um acht Uhr morgens im Radiostudio. Er wurde zu seinem neuen Roman «Unterwerfung» befragt, der an jenem Mittwoch in den Buchhandel kam. Über die Feiertage war der Plot der Geschichte bekannt geworden: Sie handelt von der Wahl eines islamischen Präsidenten und der langsamen Islamisierung Frankreichs. Am selben Tag erschien auch die neuste Ausgabe der satirischen Zeitschrift *Charlie Hebdo*. Auf dem Cover: ein gealterter Houellebecq, dem die Zähne und die Haare ausfallen.

Es war sein Freund Bernard Maris, Autor eines Essays über den Kapitalismus in Michel Houellebecqs Werk, der die Titelgeschichte zur Karikatur geschrieben hatte. Er starb im Blutbad, das die Terroristen an diesem Vormittag in der Redaktion anrichteten. Houellebecq musste seine PR-Tournee abbrechen und untertauchen. Nur an der Beredigung von Maris nahm er teil.

«Houellebecq ist nicht Frankreich», erklärte Premierminister Manuel Valls damals. Nach den Attentaten in Paris im November des gleichen Jahres warf Houellebecq der französischen Regierung vor, für die weit über hundert Toten mitverantwortlich zu sein: wegen der Kriege in Afghanistan, im Irak und vor allem gegen Gaddafi in Libyen. Gab es jemals einen Roman, der auf derart tragische Weise live in die Dramaturgie der Geschichte, die er erzählt, verwickelt wurde?

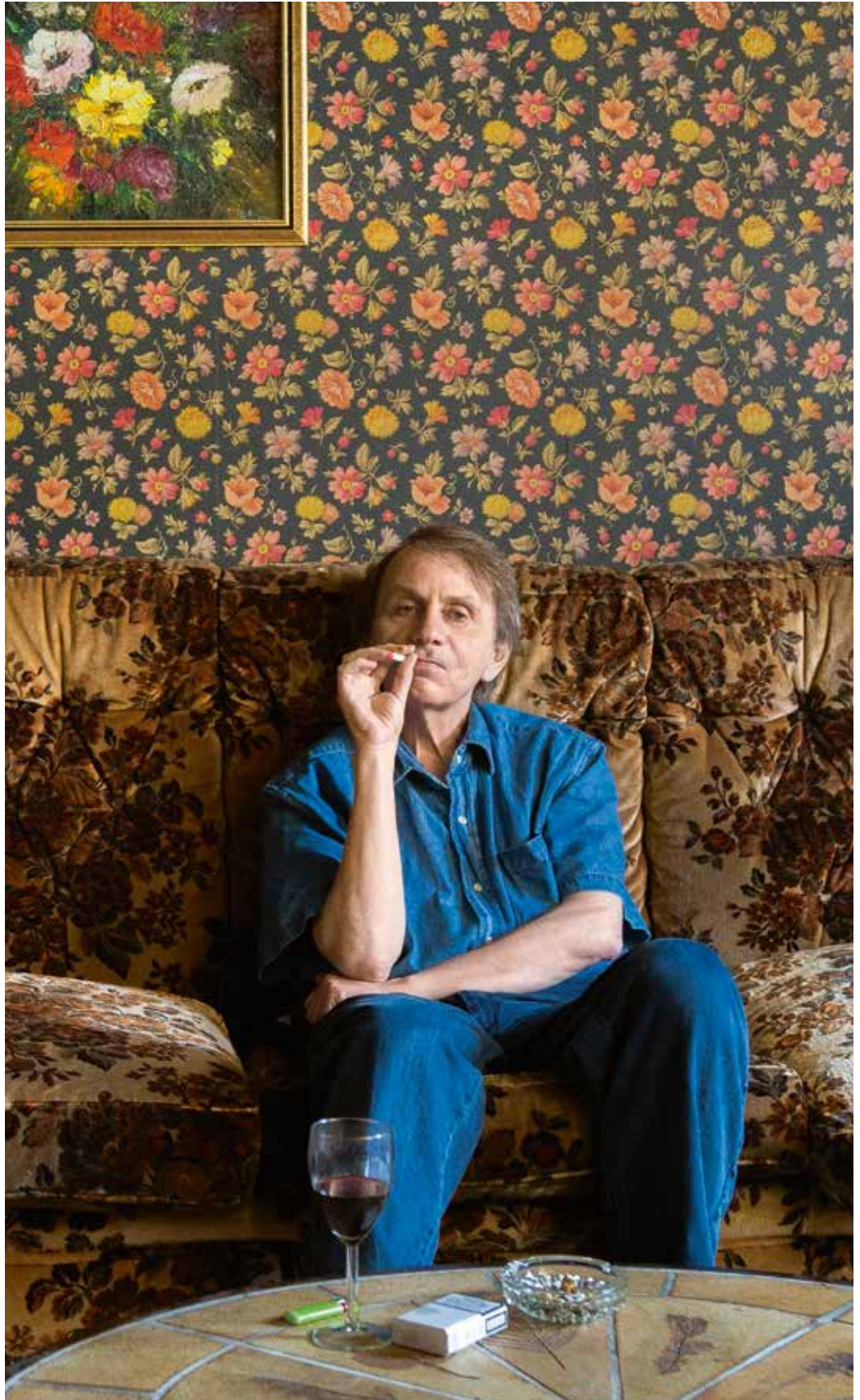
Alltäglicher Terrorist

Seit dem Erscheinen von «Plattform» 2001 umweht Houellebecqs Romane der Hauch eines historischen Fluchs. Houellebecq hatte damals den Islam als «idiotischste aller Reli-

Seit 2001 umweht Houellebecqs Romane der Hauch eines historischen Fluchs.

gionen» bezeichnet – das erste Mal in einem Interview für das Magazin *Lire*. «Plattform» kam Ende August in den Buchhandel. Sein Protagonist reist nach Thailand. Beim Überfliegen von Afghanistan macht er sich Gedanken zu den Taliban, von denen noch kaum jemand weiss, wer sie sind.

Die Geschichte mündet in ein Attentat auf einen Ferienklub für dekadente Sextouristen. Gibt es in der abendländischen Literatur vor



Druck der Hormone: Autor Houellebecq, 62.

Houellebecq eine solche Szene und Dramaturgie?

Seit dem 11. September steht der französische Schriftsteller im Ruf, ein Visionär zu sein: Der islamistische Terror ist der neue Horizont des angebrochenen Jahrtausends und Michel Houellebecq dessen literarischer Prophet.

Am vierten Jahrestag des Massakers bei *Charlie Hebdo* erscheint die deutsche Übersetzung von Houellebecqs erstem Roman seit «Unterwerfung». Es ist sein siebter: «Serotonin», benannt nach einem Glückshormon und Medikament, das gegen Depressionen eingesetzt wird und die Libido zerstört. Erneut erlebt Frankreich turbulente Zeiten. Seit Wochen wird das Land von den Gelbwesten in Atem gehalten. Kurz vor Weihnachten hat ein erschreckend alltäglicher Terrorist in Strassburg den Franzosen die Angst vor Attentaten in Erinnerung gerufen. In Paris kommt «Serotonin» an diesem Freitag in den Verkauf – zusätzliche Sicherheitsmassnahmen sind nicht vorgesehen.

Was seit «Unterwerfung» und *Charlie Hebdo* auch noch geschah: Michel Houellebecq erlebte seine Klassikerweihe mit einer Gesamtausgabe. Im Pariser Palais de Tokyo wurde seine Welt in einer faszinierenden Ausstellung präsentiert. Und er feierte seinen sechzigsten Geburtstag.

Wieder verheiratet

Nach der Wahl von Donald Trump bezeichnete Houellebecq den neuen amerikanischen Präsidenten als «schrecklich»: «Ich bin es müde, diesen politischen Leerlauf zu verfolgen.» Einen Sieg von Marine Le Pen in der französischen Präsidentschaftswahl hielt er für möglich, «aber nicht 2017». Dass er drauf und dran war, eine Wahlempfehlung für sie abzugeben, berichtete sein englischer Übersetzer. Den Auftakt zur Medienkampagne für «Serotonin» bildete ein Beitrag von Houellebecq im amerikanischen *Harper's Magazine*: Trump sei einer der besten US-Präsidenten, schrieb er.

Dass Houellebecq sich – im vergangenen September – wieder verheiratet hatte, verkündete Carla Bruni, die zu den wenigen Gästen gehörte, der Welt auf Instagram. Es ist Houellebecqs dritte Ehe, seine Frau eine zwanzig Jahre jüngere Chinesin. Der Bräutigam trug Frack und Melone, sein Trauzeuge war der Kollege Frédéric Beigbeder, der «Serotonin» als Meisterwerk feiert, als «Roman einer Revolte, die an die Gelbwesten denken lässt». Tatsächlich sind alle Ingredienzien der *gilets jaunes*, die wie Ausserirdische in der politischen Landschaft auftauchten, im Roman vorhanden. Der Aufstand wird im Buch allerdings von Bauern in der Normandie geführt.

Wie Michel Houellebecq hat sein jüngstes Alter Ego Florent-Claude Labrouste, 46, Agronomie studiert. Er verlässt seine japanische

Freundin Yuzu, die gerne an Gruppensexpartys teilnimmt und ständig auf ihr Smartphone starrt. Sie arbeitet im Kulturbetrieb und verachtet die Vulgarität der Unterschicht. Eines Tages entdeckt Florent-Claude im Internet Pornos, die sie mit Hunden – Terrier und Dobermänner – gedreht hat, was ihn nicht weiter schockiert.

Yuzu wird als geschminktes Produkt beschrieben, das man konsumiert – und dessen Verfallsdatum gekommen ist. Labrouste will ein neues Leben beginnen, kann aber nur schwer ein Hotel finden, in dem es Nichtraucherzimmer gibt. Ein Arzt verschreibt ihm die Glückspillen. Labrouste begibt sich auf die Suche nach dem Sinn und den verlorenen Frauen seines Lebens.

Seine frühere Lebensgefährtin Claire hat der Mutter die wechselnden Geliebten ausge-

Hühner, die sich gegenseitig umbringen, werden zur Metapher unserer Zivilisation im Niedergang.

spannt – und umgekehrt. Jetzt ist sie Schauspielerin und Alkoholikerin und wird «vom subventionierten Theater ausgebeutet». Die Beziehung mit der Jugendliebe Kate war nach seinem Seitensprung zerbrochen.

Mit Camille hätte er glücklich werden können. Sie verliess ihn, weil er sie betrogen hatte. Er findet sie wieder: Sie hat ein Kind, das ihn von ihr trennt. Labrouste greift zum Karabiner und schießt, doch auch diesmal verfehlt er sein Ziel.

Seinem Freund Aymeric empfiehlt er, den Bauernhof zu verkaufen, solange er dafür noch ein bisschen Geld bekommen kann. Doch der aristokratische Aymeric gehört zu jenen Franzosen, die lieber sterben als aufgeben wollen. Eine Fabrik mit 300 000 Hühnern, die sich im Überlebenskampf gegenseitig umbringen und deren Eier bis nach Kanada und Saudi-Arabien verkauft werden, wird zur Metapher unserer Zivilisation im Niedergang: Wir alle leben in der Legebatte. Als Höhepunkt der Handlung kommt es auf der Autobahn zu einer gewaltsamen Konfrontation zwischen den Bauern und der Polizei – zu Szenen, die den Ausschreitungen der Gelbwesten und ihrer existenziellen Verzweiflung in nichts nachstehen.

Peinliche Klischees

Mehrere Kritiker halten «Serotonin» für Houellebecqs besten Roman. Eine grossartige Beschreibung der «französischen Depression nach unserem Zusammenbruch», lobt das linke Nachrichtenmagazin *L'Obs*. *Le Monde* macht sich zum Sprachrohr der Erleichterung eines ganzen Landes und zelebriert Houellebecqs «Rückkehr zur Literatur»: ein Roman ohne Ideologie und – weitgehend –

ohne Provokationen. Ist dieser unter dem besänftigenden Einfluss eines erhöhten Serotoninspiegels entstanden?

Mit Florent-Claude Labrouste, der seinen lächerlichen Namen hasst, betreibt Houellebecq einen selbstironisch-abgeklärten Umgang, der von einer neuen Gelassenheit des Schriftstellers zeugt. Sogar eine «Möglichkeit der Liebe» will der Rezensent von *Le Monde* erkennen. Und mit Aymeric hat der Roman auch eine positive Figur. «Houellebecq altert, und er altert gut», befindet der französische Kritikerpapst Bernard Pivot. Zum Neujahr wurde das verlorene Enfant terrible, Schöpfer einer Literatur, die nicht für Frankreich stehen durfte, in die Ehrenlegion aufgenommen.

Ein Mysterium bleibt: Wie kann der sensibelste Seismograf der französischen Gesellschaft und Befindlichkeit im Jahr eins nach #MeToo einen Roman schreiben, in dem die Frauen fast ausnahmslos «Schlampen» und «Nuttinnen» sind? In dem von «Botticellschwuchtel» und «alten Schwulen» die Rede ist? In dem es nur so strotzt vor «feuchten Fotzen»? In dem die Busen der jungen Mädchen als «aufgeblasene Pneus» beschrieben und die Frauen mit Kühen verglichen werden, die sich zu ihrer eigenen Zufriedenheit weise damit begnügen, Kühe zu sein?

Als Subjekt existiert die Frau in Houellebecqs Literatur so wenig wie im Islam. Kein zeitgenössischer Schriftsteller erlaubt sich einen derart peinlichen Umgang mit den Klischees der Heiligen, die nur fallen kann, und der Hure als Objekt der Begierde und des Hasses. Das Porträt, das er von Yuzu zeichnet, wäre ein Fall für jede Sexismus-Kommission – und ist ein schlechtes Omen für seine Ehe.

«Der mit Houellebecq vertraute Leser wird sich wiederfinden in diesem Roman», schreibt Eléonore Sulser in der Genfer Zeitung *Le Temps*. «Die Leserin wohl eher nicht. Aber sie weiss, was sie erwartet.» Doch nur die Frauenzeitschrift *Elle* stellt die Qualität des Romans grundsätzlich in Frage: ««Serotonin» liest sich wie die Karikatur eines Romans von Michel Houellebecq – der ihn unter dem Druck seiner Hormone geschrieben habe.

Von den Rezensenten männlichen Geschlechts hat offensichtlich nur der Kritiker des Intelligenzblatts *Le Monde* ein leises Unbehagen an Houellebecqs Frauenbild verspürt. Doch als intelligenzbegabtes Wesen, das um Houellebecqs Verehrung für den Philosophen Schopenhauer weiss, stilisiert er dessen Zoten und sexuelle Obsessionen zu einer «Phänomenologie der Fellatio».



Michel Houellebecq:
Serotonin. Dumont.
330 S., Fr. 34.90

Personenkontrolle

Cassis, Stucky, Leuthard, Vogt, Bibi, Sommaruga, Zanetti, Zimmermann, Schärer, Guldemann, Frost, Dörig, Flepp, Wenger, Bösch, Juncker, Mody, Blair, Barnier, Trump, Kelly

Ignazio Cassis, EU-Skeptiker, sucht Hilfe beim Parlament. Kürzlich wurde bekannt, dass der Tessiner den Walliser **Cédric Stucky** als persönlichen Mitarbeiter verpflichtet hat. Stucky stammt aus einer Walliser CVP-Familie. In den letzten Jahren war er im Generalsekretariat der Parlamentsdienste im Einsatz und zuständig für Efta/EU und die bilateralen Verträge. Damit ist seine neue Rolle im Stab des Aussenministers auch schon halbwegs vorgezeichnet. Er soll wohl Bundesrat Cassis bei den künftigen Auseinandersetzungen mit dem Parlament wegen des umstrittenen Rahmenvertrages mit der EU beraten. (hmo)

Doris Leuthard, Hauptperson, hatte es pressant mit der Veröffentlichung ihrer Biografie. Das Werk, verfasst vom Journalisten **Werner Vogt**, sollte unbedingt spätestens im Dezember veröffentlicht werden, solange die CVP-Frau noch am Bundesrattisch Platz nahm. Offenbar interessieren amtierende Bundesräte eben doch ein bisschen stärker als solche mit der Vorsilbe «alt». Die Eile bei der Arbeit ging ein bisschen auf Kosten der Exaktheit. Lesern sind zahlreiche Fehler aufgefallen. So wird Leuthard als fünftes weibliches Bundesratsmitglied vorgestellt, dabei war sie die siebente Dame in der Landesregierung. Und die Gemeinde Merenschwand AG, wo Leuthard wohnt, sieht sich kurzerhand in Meerschenschwand umgetauft. (fsc)

Asia Bibi, an Leib und Leben bedrohte pakistanische Katholikin, verbrachte Weihnachten in Schutzhaft der Sicherheitsbehörden. Seit ein Gericht ihre Todesstrafe wegen Blasphemie Ende Oktober widerrufen hat, sind radikalislamische Kräfte entschlossen, das Recht in die eigene Hand zu nehmen und die junge Frau zu töten. Bibi bemüht sich derzeit um Asyl im Ausland. Justizministerin **Simonetta Sommaruga** (SP), die sonst gerne als Wohltäterin für Hundertschaften auftritt, wurde bei diesem brisanten Fall plötzlich ganz formell. Auf Anfrage des SVP-Nationalrats **Claudio Zanetti** antwortete sie: «Das Asylgesetz sieht grundsätzlich nicht vor, dass einer Person ohne entsprechendes Gesuch Asyl gewährt oder ein humanitäres Visum erteilt wird.» Je echter der Flüchtling, desto höher die Hürden, so scheint es. (fsc)



Feierlaune: Jean-Claude Juncker.



Hilfeleistung: Cédric Stucky.



Pressant: Doris Leuthard.



Abgeblitzt: Tony Blair.

Laura Zimmermann, Kommunikationstalent, wurde von der *Sonntagszeitung* zur zwölfteinflussreichsten Schweizer Persönlichkeit des Jahres 2018 gekürt. Die «Aktivistin» von der Operation Libero habe sowohl bei der Selbstbestimmungsinitiative als auch bei «No Billag» «das Volk hinter sich» gehabt. Über den medialen Coup freut sich nicht nur die Operation Libero, sondern auch die Agentur Rod, wo Zimmermann beruflich tätig ist. Deren Gründungspartner **David Schärer** figurierte früher einmal auf dem SP-Ticket für den Grossrat und schmiss 2015 den Wahlkampf des mittlerweile zurückgetretenen Nationalrats **Tim Guldemann** (SP). Guldemann seinerseits war aktiv an der Gründung der europhilen Operation Libero beteiligt. Womit sich der sozialdemokratische Kreis schliesst. (fsc)

Patrick Frost und **Rolf Dörig**, Gewinner des Jahres, heben sich leuchtend ab vor dem eher tristen Hintergrund des Schweizer Börsenjahres 2018. Für die Aktionäre der Swiss Life, wo Frost als CEO und Dörig als Verwaltungsratspräsident amtierend, schaute Ende 2018



Coup: Laura Zimmermann.

mit Dividende eine schöne Rendite von 13 Prozent heraus. Der Swiss Market Index machte im Durchschnitt hingegen 10,8 Prozent rückwärts. Schlusslicht bei der Börsen-Kernschmelze war Julius Baer, wo die Aktionäre unter Berücksichtigung der Dividende sage und schreibe 40 Prozent verloren. (fsc)

Fabio Flepp und **Mirjam Wenger**, Revoluzzer in Diensten des Schweizer Fernsehens, bejubelten in der «Tagesschau» vom 1. Januar ziemlich unverhohlen die kubanische Revolution. Zum 60-Jahr-Jubiläum des Einzugs der Guerillakämpfer in Havanna brachte das Nachrichten-Flaggschiff von SRF ein rühriges Porträt von vier ehemaligen Revolutionären. Drei von ihnen bejubelten die Revolution. Der Vierte begründete seine Abkehr damit, dass es der Revolution heute leider «an Unterstützung von aussen» fehle. Unter den Tisch fielen in dem Beitrag die Todesopfer von Che Guevara, Fidel Castro und Co. Dafür sorgte Nachrichtensprecherin **Cornelia Bösch** für die richtige Einstimmung in den

Beitrag, indem sie die Kampfprufe der kubanischen Revolution anstimmte: «Hasta la victoria siempre! Viva la revolución!» (fsc)

Jean-Claude Juncker, immer zu Spässen aufgelegt, ist in Feierlaune. Die Gemeinschaftswährung Euro wird zwanzig Jahre alt. Auf dem Kurznachrichtendienst Twitter freute sich der EU-Kommissions-Präsident, der Euro habe seit Bestehen «unseren Bürgern Wohlstand und Schutz gebracht». Er sei zu einem «Symbol von Einheit, Souveränität und Stabilität» geworden. Dabei liess Juncker offen, wen er mit «unseren Bürgern» meinte. Die Millionen von arbeitslosen Jugendlichen in Südeuropa hat er dabei wohl eher nicht im Blick gehabt. Eine leicht realistischere Sicht auf das Währungsprojekt hat der indische Ökonom **Ashoka Mody**, Professor an der Universität Princeton und früherer stellvertretender Chefökonom beim Internationalen Währungsfonds (IWF). Im Interview mit dem Onlinemagazin *Spiked* sagte Mody, am Beispiel Euro könne man bestaunen, was passiert, wenn die politische Klasse «einfachste ökonomische Fakten bestreitet oder ignoriert». Was zu beweisen war. (fsc)

Tony Blair, so was von Ex-Promi, muss schmerzlich erfahren, wie wenig er heute noch zählt. Insgesamt vier Mal blitzte der britische Ex-Premier nach Angaben des Londoner Satire-Magazins *Private Eye* ab, als er um ein Treffen mit **Michel Barnier**, dem Brexit-Unterhändler der EU, nachsuchte. Erst sechs Monate nach der ersten Anfrage fand der Franzose Zeit für den Briten. Allerdings nur in einer Gruppe und nicht unter vier Augen. (ky)

Donald Trump, Baumeister, ist in eine Diskussion um die Bedeutung des Wortes «Mauer» geraten. Ein zentrales Wahlkampfversprechen war bekanntlich die Errichtung einer Mauer an der Grenze zu Mexiko, um illegale Einwanderung einzudämmen. Jetzt sagte Trumps abtretender Stabschef General **John F. Kelly** im Interview mit der *Los Angeles Times*, die Trump-Regierung sei «relativ früh davon abgerückt, eine massive Mauer aus Zement zu bauen», nachdem man die Grenzwa- che nach ihren Bedürfnissen gefragt hatte. Neben einem physischen Wall an manchen Orten brauche es auch einen Ausbau an Technik und Personal. Was die Mauer betreffe, gehe es jetzt eher in Richtung eines Eisenzauns. Umgehend stellte der Präsident auf Twitter klar: «Von der massiven Zementmauer sind wir NIE ABGERÜCKT, wie die Medien berichten. Einige Bereiche werden massiv aus Zement sein, aber die Experten der Grenzwa- che bevorzugen eine durchsichtige Mauer (wo sie sehen können, was auf der anderen Seite passiert). Finde ich sinnvoll!» (fsc)

Nachruf



Er lobte lieber andere: Karikaturist Bernstein.

F.W. Bernstein (1938–2018) — Seinen Zweizeiler «Die schärfsten Kritiker der Elche / waren früher selber welche» kennen Millionen – und schreiben ihn hartnäckig anderen Urhebern zu: Brecht, Tucholsky, Gernhardt, um nur einige zu nennen. Doch gedichtet hat ihn der Mann, der sich F.W. Bernstein nannte, wenn er künstlerisch tätig war. Er gehörte mit Robert Gernhardt und F. K. Waechter zum Dreigestirn, das Mitte der sechziger Jahre in *Welt im Spiegel (Wims)*, der Nonsens-Beilage der satirischen Zeitschrift *pardon*, neue Formen deutschsprachiger Komik erfand.

Während Waechter und Gernhardt die Produktion komischer Texte und Zeichnungen zu ihrem Beruf machten, führte der dritte Mann ein Doppelleben: Als Fritz Weigle gab er jahrzehntelang Zeichenunterricht, bis er 1984 als erster deutscher Professor für Karikatur und Bildgeschichte an die Berliner Hochschule der Künste berufen wurde.

Dieser seriöse Beruf erlaubte ihm, künstlerisch unbekümmert und radikal vorzugehen. Ausserdem war Fritz Weigle von einer fast schon pathologischen Bescheidenheit. Statt auf sich aufmerksam zu machen, lobte er lieber andere. Deswegen wurde er auch nie so populär wie seine *Wims*-Kollegen. Doch der hellsichtige Robert Gernhardt prophezeite, eines Tages werde man erkennen, dass Bernstein der Kühnste von ihnen gewesen sei.

«So froh über alle Zäune»

In den letzten Jahren ging es Fritz Weigle schlecht: Er litt an Parkinson und einer Polyneuropathie. Dennoch malte er, so lang es ging, und fand die Kraft für den Anfang 2017 erschienenen Lyrikband «Frische Gedichte» (Kunstmann-Verlag). Darin steht das Bekenntnis: «So möchte ich dichten können, so wie der junge Mendelssohn und sein Oktett: Das geht so froh über alle Zäune und umhuscht all die üblen Möbel, die in der Lyrik herumstehen: Tiefentisch, Bedeutungshocker, Sesselernt, das Symbolbüfett, das Vertiko für Relevanzen.» Und so zu dichten, ist ihm ganz wunderbar gelungen.

Thomas Bodmer



«Länger leben ist gut,
länger selbstbestimmt
leben ist besser.»

Thomas Buess
Group CFO
zum selbstbestimmten Leben





Monument der Unbeirrbarkeit: Nationalbank-Präsident Jordan.

Nationalbank

Geldpolitik in der Schockstarre

Von Florian Schwab — Die Negativzinsen waren als vorübergehende Massnahme gedacht. Doch auch nach vier Jahren ist kein Ende in Sicht. Die Folgen für die Schweizer Volkswirtschaft werden täglich schlimmer. Warum nur klammert sich Thomas Jordan an den Negativzins?

Für einen Moment wurde die Schweiz Ende 2018 daran erinnert, dass Notenbankzinsen auch über null steigen können. Aus der Deckung wagte sich Kurt Schiltknecht, der frühere Chefökonom der Schweizerischen Nationalbank (SNB). In der NZZ forderte er einen Ausstieg aus dem Negativzins. Schon meinten manche Beobachter, dahinter stecke die Nationalbank selber, welche die öffentliche Meinung auf eine Zinserhöhung vorbereite. Als aber das SNB-Direktorium am 12. Dezember seinen Zinsentscheid ankündigte, blieb doch alles beim Alten: $-0,75$ Prozent Negativzins.

Wenn Jordan vor die Medien tritt, dann wirkt er wie ein panzerhaftes Monument der Unbeirrbarkeit. Der grossgewachsene Mann mit den entschlossenen Gesichtszügen, der stimmigerweise einen 2,6 Tonnen schweren Cadillac

Escalade fährt, bewältigte am 15. Januar 2015 die Aufhebung des Mindestkurses von Fr. 1.20 pro Euro. Damals hob ihn die *Weltwoche* auf die Titelseite mit der Schlagzeile: «Der Patriot». Der Nationalbank sei es gelungen, mit der Loslösung vom Euro eigenen geldpolitischen Spielraum zurückzugewinnen. Wie sich jetzt zeigt, hat der SNB-Präsident seine Organisation seither in eine neue, etwas weichere Abhängigkeit von der schleudernden Euro-Zone gesteuert.

Thomas Jordan selber stand für ein Gespräch nicht zur Verfügung, aber seine Haltung ist in zahllosen Veröffentlichungen gut dokumentiert. Zu Beginn stellte der SNB-Chef den Negativzins als vorübergehende Massnahme dar. Bei der Einführung sagte er, es gehe darum, die Folgen der «Aufhebung des

Mindestkurses abzufedern». Drei Monate später gab sich der SNB-Chef zuversichtlich, dass die Negativzinsen «nicht zur neuen Normalität werden». Wenn sich die Weltwirtschaft weiter erhole «und das Wachstum in der Euro-Zone wieder stärker anzieht», dann werde sich «diese unbefriedigende Situation ändern».

Obwohl die Jahre 2016 bis 2018 von einer breiten weltwirtschaftlichen Erholung geprägt waren, blieb Jordan beim Negativzins. Im Juni 2016 musste das Brexit-Referendum als Begründung herhalten, durch welches es «vermehrt zu Unsicherheiten und Turbulenzen» kommen könne. Im Oktober 2016 folgte dann die neue Begründung, die bis heute Gültigkeit hat und die Jordan und seine Direktoriumskollegen fast roboterhaft bei jedem Auftritt wiederholen: Die Schweiz sei auf eine «Zinsdiffe-

renz» zum Ausland angewiesen. Die Zinsen hierzulande seien «traditionell» niedriger als in anderen Ländern. Jedoch seien im Zuge der Finanzkrise «die Zinsen im Ausland insgesamt stärker gefallen als in der Schweiz». Dadurch sei der Franken für Investoren «noch attraktiver» geworden. Der Negativzins sei «wegen des überbewerteten Frankens und des weltweit tiefen Zinsniveaus unabdingbar».

Als im letzten April der Euro auf rund Fr. 1.20 notierte, sagte Jordan, die Massnahmen seien «unverändert notwendig, denn die Situation ist nach wie vor fragil». Im Gegensatz dazu fasste sich die norwegische Zentralbank, Hüterin der wie der Schweizer Franken als Fluchtwährung geltenden Krone, ein Herz und erhöhte zweimal die Zinsen. Selbst als die amerikanische Notenbank Federal Reserve letztes Jahr durch beherzte Zinsschritte die Zinsdifferenz zur Schweiz vergrösserte, verharrte das SNB-Direktorium in Schockstarre. Wo ist das angebliche Selbstbewusstsein von Thomas Jordan geblieben, mit dem er den Mindestkurs begraben hatte?

Vorsichtshalber warten

Eine wahrscheinliche Antwort auf diese Frage findet man, ausgerechnet, in der Aufhebung der Kursuntergrenze selber. Denn dieser Schritt sieht aus der Rückblende nicht mehr so ganz nach einem souveränen Befreiungsschlag aus. Wie bekannt wurde, vollzog ihn die SNB in angstvoller Erwartung des gigantischen Kaufprogramms in Bezug auf Staats- und Unternehmensanleihen seitens der Europäischen Zentralbank (EZB). Nach Aussagen von SNB-Direktoriumsmitglied Jean-Pierre Danthine befürchtete man, mit 100 Milliarden pro Jahr mitziehen zu müssen, wollte man den Mindestkurs von Fr. 1.20 weiter verteidigen.

Was immer die SNB tut: Sie wirkt wie das Kaninchen vor der EZB-Schlange. Den Schweizer Geldpolitikern scheint nach wie vor der Schrecken des rasanten Euro-Kurszerfalls vor Einführung der Kursuntergrenze 2011 in den Knochen zu stecken. Dass sich so etwas wiederholen kann, will man offenbar mit allen Mitteln ausschliessen.

Allgemein wird an den Märkten erwartet, dass die EZB im Jahr 2019 ihrerseits die Zinsen leicht anheben wird. In ihrem Kielwasser könnte die SNB dann gefahrlos mitschwimmen, ohne Unruhe an den Devisenmärkten zu stiften. So lautet offenbar Jordans Kalkül. Aber was, wenn die EZB sich nicht bewegt? Schon bei der Einführung der Kursuntergrenze von Fr. 1.20 war die SNB davon ausgegangen, dass sich der Euro-Kurs so weit erholen würde, dass der Mindestkurs mit der Zeit überflüssig würde. Bekanntlich kam es anders.

Derzeit muss sich der SNB-Kapitän keine Sorgen um den Ruf seiner Institution machen. Im Gegenteil: Auf den ersten Blick sieht seine Geldpolitik höchst erfolgreich aus. Die Wirt-

schaft läuft gut, und beim Euro-Kurs herrscht weitgehend Ruhe. Nicht einmal mehr die Exportindustrie klagt über den teuren Franken.

Glaubt man allerdings den Kritikern der Nationalbank, dann richtet der Negativzins unter der schönen Oberfläche ein Zerstörungswerk an. Thomas Jordan ist als sehr guter Ökonom bekannt. Die problematischen Aspekte des Negativzinses sind ihm durchaus bewusst. In seinen öffentlichen Einlassungen beschwichtigt er die Kritiker: Ja, es könne zu «nicht zu unterschätzenden unerwünschten Nebenwirkungen» kommen, und «diese Herausforderungen und Nebenwirkungen vergrössern sich, je länger die Zinsen tief bleiben». Man nehme das «sehr ernst».

Was dies konkret bedeutet, sagt der SNB-Präsident nicht, einmal abgesehen von gelegentlichen Hinweisen auf die Flucht der Anleger in den Immobilienmarkt. In den letzten Jahren wurde gebaut, was das Zeug hält – was sich jetzt in den höchsten Leerständen seit den 1990er Jahren manifestiert. Dessen ungeachtet ist kein Ende des Baubooms in Sicht, und die Preise steigen und steigen. Die Bemühungen der SNB, die Banken bei den Hypotheken zur Zurückhaltung anzuleiten, fruchten nur wenig. In letzter Zeit hat auch das Hypothekendarlehenangebot von Pensionskassen und Versicherungen stark zugenommen, auf welche die Nationalbank überhaupt keinen Einfluss hat.

2019 wird ein aggressiver Markteintritt der Postfinance erwartet, welche beim Bundesrat erfolgreich die Aufhebung des Kreditverbots erwirkt hat. Ihr Argument: Solange sie auf das Zinsdifferenzgeschäft beschränkt sei, könne sie angesichts der Negativzinsen nicht die von ihrem Eigentümer, dem Bund, erwarteten Gewinne erzielen. Im Gespräch mit dem Schweizer Fernsehen warnte Jordan im September: Der Eintritt der Post müsse «sehr vorsichtig erfolgen, damit die Risiken für die Finanzstabilität nicht unnötig erhöht werden».

Martin Janssen, emeritierter Bankenprofessor an der Universität Zürich und Gründer des Software- und Pensionskassen-Beratungsunternehmens Ecofin, sieht die Nationalbank «hauptverantwortlich für viele Fehlentwicklungen in der Schweiz». Indem sie seit Jahrzehnten den Franken schwäche, habe sie die Exportindustrie künstlich in ein «Ruhebecken» getaucht. Das bringe vergleichsweise unproduktive Tätigkeiten mit sich und verhindere, dass sich weite Teile der Industrie erneuern. «Das so entfachte Strohfeuer ist auch ein massgeblicher Treiber der Zuwanderung», so Janssen. Der Wohlstand der Schweizerinnen und Schweizer wäre deutlich höher, so seine Überzeugung, wenn die SNB den Schweizer Franken nicht schwächen würde.

Es kommt nicht von ungefähr, dass die Schweiz auf einer Beobachtungsliste des US-amerikanischen Finanzministeriums hinsichtlich Währungsmanipulatoren steht. Jor-

dan pflegt diese Kritik mit dem Argument zu kontern, es gehe der SNB um die Preisstabilität. Wenn die Importe plötzlich billiger würden, sanken die Preise in der Schweiz. Eine solche Deflation wolle die SNB verhindern. Ein gewisses Unbehagen am immer stärker politischen Charakter der SNB ist Jordan in einem anderen Zusammenhang anzumerken. Relativ unwirsch brach er ein Interview mit der Fernsehjournalistin Patrizia Laeri ab, als diese ihn auf Vorstösse in der Politik ansprach, die SNB solle ihr riesiges Anlagevermögen nicht in die Aktien gewisser Branchen investieren.

Kritisch sieht die Auswirkungen des Negativzinses auch der Ökonom Henrique Schneider vom Schweizerischen Gewerbeverband. Er

Ja, es könne zu «nicht zu unterschätzenden unerwünschten Nebenwirkungen» kommen.

erkennt darin eine «Verleitung zum dummen Investieren»: Jedes Investitionsprojekt, das besser rentiert als der negative Zins, scheint verlockend – selbst wenn es eine Rendite von null abwirft. Der Schaden entstehe vor allem bei der Produktivität: Wenn die Firmen ihr Kapital gratis bekommen, dann sind sie weniger gezwungen, es effizient einzusetzen. Und wenn das Kapital nicht produktiv eingesetzt werden muss, dann überträgt sich das auch auf das Personal. Jordan beteuert, die Wirkung sei umgekehrt: Die niedrigen Kapitalkosten in der Schweiz drückten sich «in einer qualitativ hochstehenden Infrastruktur und einer hohen Arbeitsproduktivität» aus.

Inflationsgefahr

Thorsten Polleit, früherer Chefökonom von Barclays Capital und heute in selber Funktion bei Degussa Goldhandel tätig, macht sich Sorgen um den Status des Schweizer Frankens als weltweit wertbeständigster Währung. Er erinnert daran, dass die SNB seit Einführung der Negativzinsen Hunderte Milliarden Franken aus dem Nichts geschaffen habe: «Jedesmal, wenn die Nationalbank Euros kauft, um den Franken zu schwächen, schreibt sie dem Verkäufer neugeschaffene Franken gut.»

Die von der SNB neugeschaffenen Franken erhöhten die Liquidität im Schweizer Bankensektor drastisch. «Wenn dieses Geld von den Euro-Verkäufern letztlich zu Käufen in der Schweiz eingesetzt wird – für Aktien, Häuser oder andere Güter –, ist es vorbei mit der niedrigen Inflation in der Schweiz.» Und plötzlich könnte es auch mit dem Mythos des harten Frankens vorbei sein. «So könnte einer der wichtigsten Treiber für den Wohlstand der Schweiz irreparablen Schaden nehmen.»

Die düstere Ahnung muss nicht Wirklichkeit werden. Vielleicht sorgt ja Thomas Jordan rechtzeitig wieder für eine Überraschung. ○

Schluss mit grossen Krisen

Von Beat Gygi — Die Anleger haben das schlechteste Börsenjahr seit der Finanzkrise 2008 erlebt. Die Angst vor dem grossen Einbruch geht um. Wer genauer in die Wirtschaft schaut, sieht erstaunliche Stärken.

Das vergangene Jahr hat Anleger in der ganzen Welt enttäuscht, viele erschreckt, Börsenkurse und Stimmung gaben im Herbst derart nach, dass im Dezember Minuszeichen und Ratlosigkeit dominierten. Die zwanzig Unternehmen des Schweizer Aktienindexes (SMI) haben 2018 im Durchschnitt 11 Prozent an Marktwert verloren. Die international tonangebenden amerikanischen Aktienkörbe Dow Jones und S&P 500 standen mit 6 und 7 Prozent Verlust weltweit fast am besten da.

Dabei hatte das Jahr mit Optimismus und einem SMI-Rekord begonnen. Die mittlere Grafik zeigt, wie dann vor allem US-Aktien ihren Höhenflug fortsetzten, bis im Oktober Stimmung und Kursentwicklung weltweit umschlugen. Plötzlich machte sich Pessimismus breit. Wer an der Börse investiert, tut das auf eigenes Risiko, aber was im Herbst passierte, hat dramatische Fragen aufgeworfen. Sind die Aktien stark überbewertet? Kommt der grosse Absturz? Wird der Bulle, Symbol für steigende Kurse, von seinem Gegner, dem Bär, besiegt?

Im Sommer erregten Schlagzeilen wie «Aktien sind so teuer wie vor dem Crash 1929» Aufsehen. Damals erreichte die vom amerikanischen Ökonomenobelpreisträger Robert Shiller entworfene Messzahl, das Shiller-P/E, mit gut dreissig für US-Titel den Stand, der 1929 vor dem grossen Crash gemessen worden war. P/E bezeichnet das Verhältnis des Aktienkurses zum Jahresgewinn einer Firma oder Aktie: *price* geteilt durch *earnings* oder Kurs-Gewinn-Verhältnis oder auch: Wie viele Jahresgewinne zahle ich für den Kauf einer Aktie? Shiller nimmt nicht den derzeitigen Gewinn, sondern den Durchschnittsgewinn der vergangenen zehn Jahre.

Shiller selber sprach von Ähnlichkeiten der jüngsten Hausse mit dem spekulativen Geist von 1929. Der frühere amerikanische Notenbankchef Alan Greenspan warnte publikumswirksam vor einem Crash. Der als «Dr. Doom» bekannte Schweizer Börsenexperte Marc Faber sprach von einem möglichen langfristigen Bärenmarkt, also einer langen Baisse. Viele Aktien verloren massiv an Wert, und im Dezember stand fest, dass 2018 das schlechteste Börsenjahr seit der Finanzkrise 2008 gewesen ist. Die Fragen wurden noch dramatischer: Bricht nun nach zehn Jahren eine neue Krise aus? Wo lauern die Gefahren? Was ist schlimmer als damals?

Der frühere Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand, Vizepräsident beim Vermögens-

verwalter Blackrock, schloss sich vor Weihnachten in einem Interview im *Tages-Anzeiger* der Ansicht an, Handelskriege könnten die neue Krise auslösen: Risiken durch Handelsstörungen, ja gar durch ein Kippen der grundsätzlichen Ordnung im Handelssystem – das erinnere ihn an 2008. Damals habe man übersehen, wie vernetzt das Finanzsystem gewesen sei, heute verstehe man häufig nicht, wie die komplexen globalen Wertschöpfungsketten funktionierten. Das Zerreißen von Lieferketten könne enorme Auswirkungen haben. Kurz: So wie 2008 Finanzmärkte einfroren, könnten nun Gütermärkte in Schockstarre geraten.

Wie sind derartige Mutmassungen zu beurteilen? Nach den Worten von Thorsten Hens, Professor am Institut für Finance und Banking der Universität Zürich, könnten einige Indikatoren durchaus auf das Ende eines Zyklus hindeuten: Die Bewertungen von Aktien und Immobilien seien relativ hoch, die Arbeitslosigkeit sei niedrig, und die amerikanische Geldpolitik habe auf steigende Zinsen umgestellt. So etwas könne im Markt die Angst vor einer Art Kernschmelze wecken. Solche Spekulationen werden Hens' Ansicht nach auch durch typische Verhaltensmuster gefördert, etwa durch den sogenannten Spielerirrtum, *gambler's fallacy*: Menschen seien anfällig für die Idee, nach zehn Jahren Aufschwung sei es Zeit für eine Wende – genau wie im Casino viele irrtümlicherweise meinten, nach zehnmal Rot müsse nun fast zwingend Schwarz kommen.

Dass komplexe Zusammenhänge schwer durchschaubar seien, sei sicher ein Faktor, heute wie 2008. «Aber», so Hens, «Trump ist ein

Dealmaker, ich glaube nicht, dass er die Wirtschaft wirklich gegen die Wand fahren lässt.» Der Präsident wolle als Retter der amerikanischen Exportwirtschaft auftreten und sicher neue Handelsverträge als Erfolge verkaufen. Die dritte Grafik zeigt, dass Handelsstörungen nicht explosiv zugenommen haben. Die 2018er Daten des Portals Global Trade Alert von Professor Simon Evenett an der Universität St. Gallen liegen im Rahmen der Vorjahre.

Sind die Aktien zu hoch bewertet?

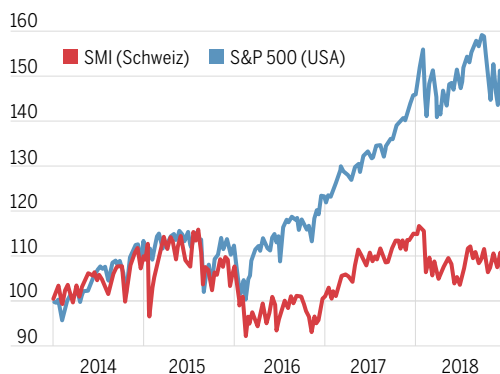
Heinz Zimmermann, Finance-Professor an der Universität Basel, sieht die Lage ebenfalls nüchtern. Natürlich gebe es zu Amerikas Geldpolitik mit dem Seilziehen zwischen Trump und dem Notenbankchef Jerome Powell oder zur Handelspolitik offene Fragen, aber so gross seien die Unsicherheiten nicht. «Die Zinssituation in den USA halte ich für einigermaßen normal», sagt Zimmermann. Zentralbanken stünden immer in der Kritik. Auch sei es naheliegend, dass sich Trump aus seiner Interessenlage heraus gegen einen starken Dollar und damit gegen zu hohe Zinsdifferenzen gegenüber anderen Währungen wehre.

Sind aber die Aktien nicht zu hoch bewertet? Zimmermann sagt, die lockere Geldpolitik habe sicher zu aufgeblähten Immobilien- und Aktienwerten geführt, zu einer Asset-Inflation. Aber nun seien Kurskorrekturen erfolgt. Dass sich diese jüngst beschleunigt haben, hängt seiner Ansicht nach damit zusammen, dass viele institutionelle Investoren angesichts des schlechten Anlagejahres nervös geworden seien und kurz vor Ende Jahr noch rasch die Kurse ab-

Höhenflüge und Luftlöcher

Kursentwicklung von Aktienindizes der Schweiz und der USA im Vergleich, in Indexpunkten

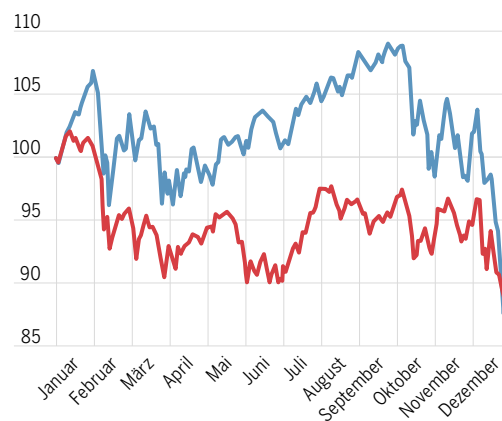
Über 5 Jahre



QUELLE: TRADING ECONOMICS

Kurskorrekturen sind bereits erfolgt.

Jahr 2018



gesichert hätten, um den Jahresausweis aufzuheben. Das habe die Börsen zusätzlich belastet. Hens seinerseits erinnert daran, dass Fondsleitungen mit Blick aufs Jahresende oft auch ein Window-Dressing betrieben, indem sie verlustreiche Papiere noch rasch abstießen und Gewinnertitel zukaufen, um in der Schlussbilanz ein schöneres Portefeuille vorzuweisen. In Jahren mit vielen Verliereraktien drücke das auf die Notierungen.

Aber nochmals: Sind die Aktien heute zu hoch bewertet? Zimmermann ist in einer soeben im *Journal of Investment Management* veröffentlichten Untersuchung zum Schluss gekommen, dass die Aktienkurse etwa des SMI oder des S&P 500 bei Berücksichtigung von Wachstum, Gewinn und Dividenden der Firmen sowie der Zinssituation nicht durch irrational hohe Erwartungen geprägt sind. Die Studie beruht zwar auf Kursen bis 2017 – die aber nach den jüngsten Börsenkorrekturen nicht weit weg von der Aktualität liegen. Zimmermann betont einen Punkt besonders: «Bei der Beurteilung amerikanischer Aktien muss man unterscheiden zwischen den Technologiewerten und dem Rest.» Die FAANG-Aktien (Facebook, Apple, Amazon, Netflix und Google) etwa seien mit derart hohen Wachstumserwartungen verbunden, dass fast die ganze Kursentwicklung und damit das hohe P/E davon abhängen. Die Be-

wertung der anderen Aktien, die nicht als reine Wachstumsturbos betrachtet würden, werde weit stärker durch deren Ertragskraft als durch Wachstumshoffnungen gestützt.

Wie sieht man es in der Praxis? Für Karl Reichmuth, Gründer und Ehrenpräsident der Privatbank Reichmuth, ändern die jüngsten Börsenturbulenzen wenig an der grundsätzlichen Beurteilung der Aktienmärkte. Zurzeit würden Stimmungsfragen vieles übertönen, aber längerfristig bedeuten die Kurskorrekturen

«Die Zeit der grossen Boom-und-Bust-Zyklen ist vorbei.»

ren seiner Ansicht nach Kaufgelegenheiten für reale Werte wie Aktien von guten Unternehmen. Das Auf und Ab der Kurse werde durch die Ausbreitung des passiven Anlagevorgehens der vielen Exchange-Traded Funds (ETF) zunehmend verstärkt, weil dieses automatische Nachbilden von Index-Portefeuilles den Herdentrieb begünstige. Man solle sich aber davon nicht beirren lassen.

Ähnlich argumentiert André Kistler, Mitgründer und Chefstrategie Anlagen beim Vermögensverwalter Albin Kistler. Das jüngste Geschehen an den Märkten sei primär psycho-

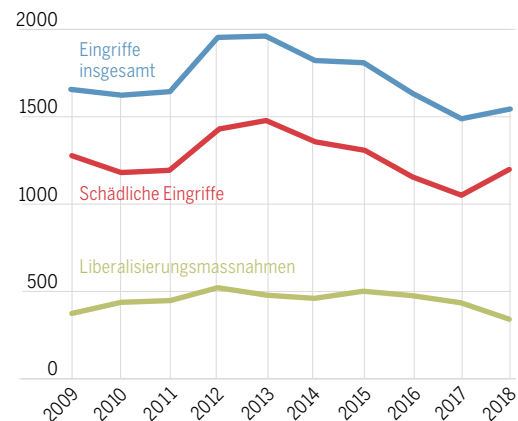
logischer Natur, realwirtschaftlich gebe es keine ernsthaften Anzeichen für eine bevorstehende schwere Rezession. Dann macht Kistler eine Bemerkung, die wirkt wie ein Donner Schlag: «Die Zeit der grossen Boom-und-Bust-Zyklen ist vorbei.» Kistler ist der Ansicht, dass Internet und Digitalisierung dazu führen, dass Fehlentwicklungen in Unternehmen und Institutionen vom Markt und vom Publikum früher erkannt werden als bisher. Bei derartig erhöhter Transparenz würden Korrekturen erwirkt, bevor sich ein riesiger Handlungsbedarf aufstaut, der dann grosse Einbrüche hervorruft. Zudem sei enorm, welche Verbesserungen die Digitalisierung mit Blick auf Produktivität und Preisstabilisierung bringen werde.

«Die Wirtschaft ist davongesprungen»

Bricht ein neues Zeitalter an? Ein erfahrener Privatbankier und Ökonom hat kürzlich Ähnliches geschrieben: Konrad Hummler, früher Teilhaber der Bank Wegelin, heute Inhaber der Beratungsfirma M1, beschreibt in seiner jüngsten und letzten Publikation der Serie *Bergsicht* die Veränderungen der Wirtschaft so: «Wir meinen [...], dass man keine Ökonomie betreiben kann, ohne wenigstens ab und zu ein Auge auf das Untersuchungsobjekt selber zu werfen. Alles andere kommt einem Arzt gleich, der nur noch seinen Monitoren traut und dabei nicht merkt, dass der Patient gar nicht mehr daliegt, sondern gerade davongesprungen ist. Sie ist davongesprungen, die Wirtschaft. Denn der Technologieschub der vergangenen zwanzig, dreissig Jahre hat sehr viel auf den Kopf gestellt. Praktisch jeder Geschäftsprozess wurde umgekrempelt.» Hummler sieht mit neuen Technologien drastische Reduktionen der Informations- und Transaktionskosten sowie Produktivitätsgewinne verbunden. Die Relevanz dieser Veränderungen werde allerdings noch kaum verstanden, geschweige denn genügend ernst genommen. Wer die Tragweite erfassen wolle, solle sich einmal in sein Leben vor dem Smartphone zurückversetzen.

Störungen des Welthandels

Anzahl handelspolitischer Eingriffe pro Jahr



QUELLE: GLOBAL TRADE ALERT, UNIVERSITÄT ST. GALLEN

Interventionen nehmen nicht drastisch zu.



Wird der Bulle, Symbol für steigende Kurse, von seinem Gegner, dem Bär, besiegt?

Die Herrliberger Verschwörung

Von Rico Bandle — In ihrem neuen Buch will Genderforscherin Franziska Schutzbach die geheimen Strategien enttarnen, mit denen Populisten das Volk täuschen. «Die Rhetorik der Rechten» verrät unfreiwillig aber auch ganz viel über die Rhetorik der Linken.



«Grenzen des Sagbaren»: Autorin Schutzbach.

Kann man bei Leuten mit rechter Gesinnung überhaupt noch von Menschen sprechen? Bewegt man sich in städtischen und universitären Kreisen, kommen einem Zweifel. Man könnte meinen, es handle sich bei den Rechten um seelenlose Kreaturen wie die «grauen Herren» in Michael Endes Kinderbuchklassiker «Momo», die die Menschen mit falschen Versprechen in den Abgrund lotsen. Die Verteufelung des politischen Gegners befremdet sogar einige Linke.

SP-Politiker Rudolf Strahm monierte in seiner letzten *Tages-Anzeiger*-Kolumne, wie Professoren, Literaten und Journalisten gegen «die Rechten» aufbegehren: «Bildungseliten und Regierungsestablishments haben sich zur heiligen Abwehrschlacht aufgemacht.»

In den vergangenen Jahren sind unzählige Bücher erschienen, die sich mit der «Gefahr von rechts» befassen. Sie tragen Titel wie «Mit

Rechten reden», «Die Volksverführer» oder ganz neu: «Die Rhetorik der Rechten». Letzteres hat die Schweizer Genderforscherin Franziska Schutzbach geschrieben. Bekanntgeworden war sie 2017 durch ihren Blog-Eintrag über den Umgang mit Rechtsextremen.

«Ich fürchte, es wird nicht funktionieren, die rechtsnationalen Kräfte in Europa auf formal-demokratischem Weg zurückzudrängen», schrieb sie. In der Folge skizzierte sie ihre Vision («Gedankenspiel») einer Gesellschaft, in der die Rechten durch Boykotte und Ausgrenzung zurückgedrängt werden: ein Land, wo sich Taxiunternehmen und Fluglinien weigern, SVPler zu transportieren, wo Parlamentarier unpässliche Volksinitiativen konsequent für ungültig erklären und den Saal verlassen, sobald «ein Rechter schon nur den Mund aufmacht». Schliesslich, so meinte sie, habe man es mit «Feinden der Demokra-

tie» zu tun, denen die demokratische Legitimation «schon längst hätte aberkannt werden müssen».

Alles Bauernfängertricks

Dass eine Uni-Dozentin offen darüber fabuliert, den «formal-demokratischen Weg» zu verlassen, um eine missliebige Partei in die Schranken zu weisen, löste heftige, zum Teil auch unverhältnismässige Gegenreaktionen aus. Die bislang unbekannte Genderforscherin stand plötzlich im nationalen Scheinwerferlicht. In jenem Moment, als sie direkt in der Schusslinie von rechts stand, habe sie beschlossen, das Buch zu schreiben, erklärte sie an der Buchvernissage in Zürich.

Gemäss Schutzbach verfolgen Rechtspopulisten eine ausgeklügelte Strategie, um das Volk zu ködern und um ihre menschenverachtende Politik salonfähig zu machen. Im Buch zeigt sie zwanzig «rechtspopulistische Diskursstrategien» auf, man könnte auch «Bauernfängertricks» sagen. Die meisten davon haben allerdings wenig mit Rechtspopulismus zu tun, sondern sind gängige politische Strategien, die auch die Gegenseite anwendet, sogar Schutzbach selbst.

Eine «rechtspopulistische Diskursstrategie» sei zum Beispiel, einen Kampf der «Eliten gegen das Volk» heraufzubeschwören. Doch das tun die Linken genauso: Bei ihnen ist es einfach eine «Geldelite», die das Volk hintergeht, anstatt einer akademischen Elite wie bei den Rechten. Auch andere Strategien sind keineswegs eine Exklusivität von Rechten, zum Beispiel «Emotionen statt Argumente» zu bringen oder eine «Rhetorik der Angst» zu pflegen. Als ob Linke mit apokalyptischen Klima- und Atomszenarien keine Angst schüren würden.

Mit bewussten Tabubrüchen würden die Rechten Aufmerksamkeit auf sich lenken und «die Grenzen des Sagbaren» erweitern, schreibt Schutzbach. Dasselbe könnte man auch ihr vorwerfen, wenn sie in ihrem umstrittenen Blog-Eintrag eine ziemlich totalitäre Vision einer von Rechtspopulisten gesäuberten Gesellschaft formuliert.

Es gehört zur Ironie der Sache, dass Schutzbach jenen, die sie kritisiert, gar nicht so unähnlich ist – mit dem Unterschied, dass sie ihre Aussagen in eine akademisch-eloquente Sprache verpackt.

Das Buch legt unfreiwillig offen, wie die radikale Linke denkt: Sie sieht ihren Kampf ge-



Anderes Denkmuster: Musiker Trauffer, Gölä.

gen rechts nicht als eine Auseinandersetzung zwischen zwei unterschiedlichen weltanschaulichen Haltungen, sondern als Gefecht zwischen Gut und Böse. Ihren Gegnern unterstellt Schutzbach, sie seien «Feinde der Demokratie»: Rassisten, die Hass säen, Ressentiments und Vorurteile bedienen, Menschenrechte verteufeln und falsche Fakten verbreiten. An der Buchvernissage wurde in der Diskussion deutlich, dass damit nicht bloss ein paar Neonazis gemeint sind: Wer die SVP nicht entschieden ablehnt, steht bereits im Verdacht, dazuzugehören.

Es ist eine altbewährte Strategie, die auch im «Krieg gegen den Terror» angewandt wird: Man verteufelt die Gegenseite, erklärt sie zu einer Gefahr für die Gesellschaft – und legitimiert damit jedes Mittel zu ihrer Bekämpfung. Das Perfide daran: Ist man den Bösen zugeweiht worden – in diesem Fall den Rassisten –, kommt man nicht mehr heraus. Man kann schwer beweisen, etwas nicht zu sein. Das Umgekehrte hingegen funktioniert problemlos: einer Person oder einer Gruppe eine falsche Gesinnung zu unterstellen, selbst wenn sie sich gar nicht entsprechend geäussert hat. Franziska Schutzbach ist eine Meisterin darin. «In der Regel formulieren RechtspopulistInnen keine offen rassistischen oder gar neonazistischen Positionen, die als Hetze sanktionierbar wären. [...] Extreme Absichten und Positionen werden verborgen oder so kodiert, dass sie an einen gesellschaftlichen Mainstream-Diskurs andocken können und mit jenen des bürgerlichen Spektrums vereinbar scheinen», schreibt sie. Gesprächsangebote des Gegners dürfe man nicht annehmen, denn die «Diskussionsbereitschaft» der Rechten sei «eine Falle».

Hier liegt wohl auch die Ursache für die Gnadlosigkeit und Intoleranz Schutzbachs und vieler ihrer Mitstreiter: Wenn man ständig davon ausgeht, dass der politische Gegner

Fallen stellt, seine wahren Absichten vertuscht und ein verkappter Rassist ist, dass alles Teil einer grossen Verschwörung aus Herrliberg ist, so ist das wohl tatsächlich ein Grund, sich nur noch unter Gleichgesinnten zu bewegen.

Unversöhnlich bis zum Schluss

Leuten die schlimmstmögliche Gesinnung zu unterstellen, sofern sie nicht dem eigenen, links-urbanen Denkmuster folgen, ist vor allem in der Kulturszene verbreitet. Meist geschieht dies indirekt, indem beiläufig der Nationalsozialismus oder der Holocaust ins Spiel gebracht werden. Zwar wird der Zusammenhang in der Regel sofort relativiert – man will ja nicht den Holocaust verharmlosen –, die Verbindung ist dann aber da. Die NZZ am Sonntag zum Beispiel erwähnte in einem Artikel über die Mundartmusiker Gölä und Trauffer die Neonazi-Szene in Deutschland und deutsche Rockbands, «die rechtsextreme Fans an ihren Konzerten dulden», um dann scheinheilig anzufügen: «Mit solchen Auswüchsen hat die Schweizer Szene zum Glück nichts zu tun.» Im Tages-Anzeiger entblödete sich der Satiriker und Psychoanalytiker Peter Schneider nicht, sogar

Es ist eine altbewährte Strategie, die auch im «Krieg gegen den Terror» angewandt wird.

bei Schriftsteller Thomas Hürlimann eine Nazi-Konnotation anzubringen. Auch Franziska Schutzbach bezieht sich in ihrem Buch auf die Zeit der Nazi-Machtergreifung, um dann fortzufahren: «Wir haben nicht 1933 und auch nicht 1929. Aber...» Damit bewegt sie sich auf einem ähnlichen Niveau wie ihre Gegner, die sich bei Boykottandrohungen gerne mit den Juden im Nationalsozialismus vergleichen («Kauft nicht bei Juden»).

Man könnte erwarten, dass man, wenn man ein solches Buch schreibt, am Ende ein paar versöhnliche Worte findet und zumindest ansatzweise der Gegenseite die Hand ausstreckt. Schliesslich müssen wir alle zusammenleben. Aber weit gefehlt. Das Buch endet mit einem langen Zitat des Germanisten und Schriftstellers Klaus Theweleit.

Der letzte Satz lautet: «Mit solchen Leuten [den Rechten, Anm. d. Red.] diskutiert man nicht als halbwegs vernünftiger Mensch.»



Franziska Schutzbach:
Die Rhetorik der Rechten.
Edition Xanthipe. 100 S., Fr. 19.80

Fake News

Lieber Claas Relotius

So ist sie, die Welt des deutschen Journalismus; sie will das Unmögliche, das du dann möglich machst, indem du die Grenzen der Wirklichkeit etwas ausdehnt, und dann liegt dir die Welt zu Füssen, sie klatscht, ruft «weiter!» und tut, als ob sie gerade neu entdeckt hätte, dass die Welt keine Scheibe ist, und du erweiterst das Unmögliche erneut und so weiter. Dann fragt sich diese Welt, ob das überhaupt möglich ist, was du machst, was es natürlich nicht ist, weil die Wirklichkeit doch sehr limitiert ist im Vergleich zu der Einbildungskraft, und dann lassen sie dich fallen, was mir unendlich leidtut für dich, mich aber insofern entlastet, als dass ich fortan nicht mehr der grösste Betrüger im deutschsprachigen Journalismus bin.

Du weisst es, ich weiss es, nämlich dass Fiktion viel wirklicher sein kann als die Wirklichkeit, aber ungleich schwerer in Worte zu fassen ist. Du weisst also wie ich, wie viel Arbeit solch erfundene Geschichten machen und wie schwer es ist, das Erdachte als tatsächlich Geschehenes zu beschreiben. Aber dann haben wir, wenn der Weltenlauf mit uns ist, etwas erschaffen, was Wirklichkeit gewesen sein könnte oder, noch besser, Wirklichkeit werden kann, vielleicht ist dir das ein Trost. Dass man uns Betrüger schimpft, na ja, Claas, das mag juristisch so sein, im Kreativen aber mit Sicherheit nicht. Und, das darf man nicht vergessen, es sind Schreiber wie wir, welche die dunklen Flecken im Qualitätsjournalismus beleuchten.

Nachdem meine Glückssträhne im Ausdehnen der Wirklichkeit gerissen ist, kamen ein paar Stadien des journalistischen Sterbens, das sich auch nicht gross vom wirklichen unterscheidet: Ich wollte zuerst nicht wahrhaben, dann wurde ich wütend, zuerst auf die andern, die das ja alles und immer noch mehr haben wollten, dann sagte ich okay, es ist, wie's ist, und das letzte Stadium wäre jetzt der Rückblick und die tiefe Trauer, aber die hielten sich in Grenzen, lieber Claas, weil es gibt ein Leben jenseits des Journalismus, vor allem auch als *bad boy*. Man hat danach einen Namen, das ist viel mehr als die meisten Schreiber besitzen, okay, er ist negativ besetzt, aber das verkauft trotzdem. Bücher etwa. Ich möchte schliessen mit dem bekannten Ausspruch «Life is a bitch and journalism bigoted».

Mit kollegialen Grüssen
Tom Kummer

Mörgeli

Wie im Märchen so schön

Von Christoph Mörgeli

In unserer realistischen Welt gibt es kaum noch gute Märchenerzähler. Aber wir haben ja immer noch die Bundesratssprecher. Und ganz viele Journalisten. Manchmal werden Letztere – wie Claas Relotius – als reine Märchenproduzenten blamiert. Meistens kommen sie aber ungeschoren davon. Auch wenn ihre Geschichten schmecken wie Zuckerwasser. Und sich anhören wie Silberglöckchen. Einfach nur niedlich, lieblich und süss.

Nehmen wir beispielsweise die Weihnachtsnummer der *Schweizer Illustrierten* zur Hand. Betrachten wir jetzt das Editorial von Werner De Schepper. Das schönste Märchen – so dachte sich der Co-Chefredaktor – ist eines, in dem er selber vorkommt. Und so folgen wir dem kleinen Werni-Büblein ins trauliche Weihnachtsstübchen seiner Kindheit. Papa De Schepper bringt eine überraschende Bescherung mit nach Hause. Nämlich seinen Arbeitskollegen Ali aus Tunesien. Und meint dazu: «Ali ist heute Abend allein. Er weiss nicht, was Weihnachten ist. Da habe ich ihm gesagt, an Weihnachten darf niemand allein sein.»

Das wunderbarste Märchen ist das Leben selber. Jedenfalls jenes, das sich in der *Schweizer Illustrierten* abspielt. Am Beispiel des Hauses De Schepper erleben wir armen Sünder, wie wahre christliche Barmherzigkeit aussieht: indem wir «einen, der Moslem ist», an Weihnachten nicht vereinsamen lassen. Und wir fühlen uns plötzlich ganz schlecht, weil wir auch dieses Jahr weder einen Ali noch einen Achmed noch einen Machmud zum Christbaum geladen haben.

Dem tugendhaften Märchenonkel De Schepper kommt nicht in den Sinn, dass sein Ali Weihnachten womöglich überhaupt nicht vermisst hat. Weil diese Feier in seinem Glauben schlicht nicht existiert. Oder fühlen wir uns allein, wenn uns die syrischen Nachbarn nach Sonnenuntergang nicht zur Feier ihres Ramadans einladen? Drohen wir zu vereinsamen, weil uns die Familie Levy von ihrem Laubhüttenfest ausschliesst?

Quatsch. Die gutgemeinte, womöglich frei erfundene Weihnachtsgeschichte des Werner De Schepper zeugt von einem ganz schön anmassenden christlichen Religionsimperialismus: Die Gläubigen anderer Bekenntnisse sollen sich gefälligst einsam fühlen, wenn wir Christen unsere Feste feiern. Da halten wir es lieber mit einem wahren Künder der Toleranz. Lessing sagte über Leute wie De Schepper: «Nicht die Kinder bloss speist man mit Märchen ab.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Chli stinke tuet es

Von Peter Bodenmann — 2019: Wer heizt mehr ein? Das Fondue, die EU oder die Heisszeit?



Licht und Gegenlicht: unsere digitale Anti-5G-Mauer mit Handy-Dandy-Maurer.

Bayern ist Laptop, Lederhose und Oktoberfest. Die schlechte Kopie: Matterhorn, Fondue, Alphorn, Bundeshaus, Kreuz, Brüggl, Wecker, Ski, *Chueli*, Kristalle, Zytglogge und ein bisschen Spass muss sein.

Für Bundesrat Delamuraz selig galt: Eine Kuh macht muh, viele Kühe machen Mühe. Wir haben eine halbe Million Kühe zu viel, die unser Trinkwasser versauen. Handys produzieren wir keine. Stattdessen Krebsmittel, Maschinen und Uhren. Das 5G-Netz wird unser Handyland nicht flächendeckend mit schnellem Internet versorgen. Wegen unserer sieben digitalen Analphabeten. Wichtig scheint für *Chueli*-Ueli nur eines: Es muss «e chli stinke».

Links im Bild das CVP-Doppel. Hat der Bundeskanzler schon wieder eine Hand im Hosensack? Irgendwie war er schon lockerer drauf. Wetter macht Politik. Wenn wir 2019 einen weiteren Hitzesommer bekommen, dann schmelzen die Wählerprozente der CVP schneller als unsere Gletscherzungen. Die Grünen und Grünliberalen werden 50 Prozent mehr Stimmen machen als die CVP. Wird die in der Nationalliga B gelandete Viola Amherd wenigstens das Acht-Milliarden-Parmelin-Luftibus-Programm versenken? 1992 liefen die Grünen – angeleitet von Rudolf Strahm – aus Umweltschutzgründen Sturm gegen den EWR. Die Analyse war kreuzfalsch. Die EU macht in Sachen Umweltschutz vorwärts. Von den Abgas-

werten bis zu den Plastikröhrchen. Die Schweiz produziert stattdessen nur Luftnummern wie die Energiestrategie 2050. Wird Simonetta Sommaruga daran etwas ändern? Wie auch – mit dem Berater. Weinbauer und Korporal Guy Parmelin versteht viel von Wirtschaften und wenig vom Wirtschaften. Die Schweiz lebt vom Export ihrer Güter und Dienstleistungen und nicht von einer halben Million Kühe zu viel. «Staatsmann» Ueli Maurer wird uns erhalten bleiben. Er hat sich mit der SP verbündet, um CVP und FDP bei der Verteilung der Departemente zu versenken. Wenn der Computer spinnt, ziehen viele den Stecker raus. Andere drücken den Reset-Knopf. Noch hat Cassis nicht begriffen, dass man Europapolitik nur zusammen mit der SP und den Gewerkschaften machen kann. Alain Berset ist mit sich und der Welt zufrieden. Obwohl er die Gesundheitskosten nicht in den Griff bekommt. Den richtigen Weg weist die CVP-Krankenkassen-Initiative. Nur wird die ausblutende CVP die Unterschriften nicht zusammenbekommen. Bleibt das einst blonde Fallbeil aus St. Gallen. Der Freisinn kann im Asylbereich keine Punkte mehr sammeln. Weil sich innerhalb der EU die harte Linie Orbán gegen Merkel durchgesetzt hat.

Trotz alledem kann 2019 nicht schlechter werden als 2018.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Tell me a good story

Von Kurt W. Zimmermann — Das ungelöste Problem im Journalismus bleibt die Widerspenstigkeit der Wirklichkeit.

Lesen Sie bitte den folgenden Anfang eines Artikels. Und raten Sie, was das Thema sein könnte.

«Der Mann steigt als einer der Letzten ins Flugzeug nach Berlin. Er setzt sich ans Fenster in der ersten Reihe, rückt sein weisses Einstecktuch zurecht und hängt sein Jackett an einen Haken.»

Der Artikel ist aus dem letzten *Spiegel*. Thema ist die CSU.

Oder raten Sie nochmals kurz, was bei diesem Anfang eines Artikels das Thema sein könnte.

«Als der Nebel sich am Mittag lichtet, wirft das Team aus Österreich die Säge an. Ein 45-PS-Motor bringt zehn gezahnte Metallscheiben in Schwung.»

Der Artikel ist aus dem letzten *Spiegel*. Thema ist die Deutsche Bahn.

Wir können damit ein erstes Fazit ziehen: Beim *Spiegel* haben sie nicht viel dazugelernt.

Spiegel-Redaktor Claas Relotius sorgte soeben für die grösste Medienaffäre von 2018. Er hatte über Jahre einen Teil seiner Reportagen frisiert und mit viel Fantasie der Wirklichkeit nachgeholfen, wenn die widerspenstige Wirklichkeit zu wenig dramatisch daherkam. Der *Spiegel* gelobte sofortige Besserung.

Das Problem, wie unsere zwei erwähnten Artikel zeigen, geht jedoch tiefer. Es geht nicht um einen fehlbaren Journalisten. Es geht um einen Branchenirrtum. Der Irrtum heisst Storytelling.

Der Begriff Storytelling war in der Publizistik bis vor zehn, zwölf Jahren kaum gebräuchlich. Dann breitete sich der Trend wie ein Flächenbrand aus.

Storytelling, so geht inzwischen der Konsens der Branche, erzählt die grossen Geschichten dieses Planeten. In einer Zeit, wo sich News über Internet-Sites und Social Media rasend schnell verbreiten, in dieser Zeit dürstet der Leser nach ausufernden und berührenden Dramen, nach Schicksalen und Poesie. Storytelling zielt nicht auf das Hirn der Leser, sondern auf ihr Herz.

Narrativ muss es sein, sagt der neue Hype.

Nehmen wir unsere beiden Eingangsbeispiele. Die Erzählkunst verlangt nach Fenstern in der ersten Reihe, eingesteckten Einstecktüchern, Jacketts am Haken, sich lichtenden Nebeln, 45-PS-Motoren und zehn Metallzähnen. All dieses Beigemüse hat zwar für die Sachlage nicht die geringste Bedeutung, ist aber gut erzählt.

Vom Erzählen zum Fabulieren ist es immer nur ein kleiner Schritt. Es müssen nicht die



Schicksale und Poesie: *Spiegel*-Cover.

grossen Sünden sein, wie vermutlich im Fall Relotius. Üblicher sind die kleinen Schwindeleien im narrativen Alltag. Journalisten rekonstruieren den Wetterbericht und tun so, als ob sie mitten in den Sturmböen gestanden wären. Sie verdichten in ihrer Reportage drei unterschiedliche Personen zu einer einzigen Figur, weil das der Dramaturgie dienlicher ist. Sie verkürzen Zitate, weil das mehr Pep und Provokation bringt. Sie bedienen sich aus Drittquellen, um Authentizität vorzutäuschen.

Der Storytelling-Wahn hat all dies beschleunigt, weil er die Hierarchien im Geschäft verändert hat. Der trockene, sachorientierte Journalist ist auf Redaktionen nur noch zweite Garnitur. Die Bühne gehört dem flamboyanten Formulierungstalent aus dem Hollywoodteam. Und all die Journalistenpreise gewinnt man sowieso nur mit einem ergreifenden Herzscherz-Stück aus dem Flüchtlingslager, aber niemals mit einer nüchternen Analyse der Migrationsökonomie.

Ich halte den Fall Relotius darum nicht für jene Katastrophe, die uns alarmistische Tugendwächter nun einreden wollen. Ich halte ihn bloss für ein Beispiel dafür, wie im Journalismus der Storytelling-Ära die Fakten und die Fiktionen verschwimmen.

Der Zeitgeist will nicht nüchterne Fakten, er will aufregende Fiktionen. Und immer gut erzählt.

Merkel ins All

Von Henryk M. Broder — Die Kanzlerin ist noch nicht am Ende.

Nicht wenige Bundesbürger hatten sich auf eine Merkel-freie Silvesternacht gefreut. Und in der Tat sah es eine Weile danach aus, als wäre die Kanzlerin noch vor dem Ende des Jahres am Ende



ihrer Karriere angekommen. Sie wurde als Fraktionsvorsitzende abgewählt, legte – mehr oder weniger freiwillig – ihr Amt als Parteivorsitzende nieder und kündigte an, dass sie am Ende der laufenden Legislaturperiode, also voraussichtlich im Herbst 2021, kein politisches Amt mehr ausüben würde. Es war ein Rückzug auf Raten, der von Freund und Feind bejubelt wurde. Unisono würdigten sie den «Mut» der Kanzlerin und zollten ihr «Respekt». Man konnte meinen, Deutschland wäre ein Fürstentum und die Landesherrin wäre dem murrenden Volk einen Schritt entgegengekommen, derweil die Hofschranzen in den Medien «Lang soll sie leben!» anstimmten.

Tatsächlich erlebten die Zuschauer eine von Altlasten befreite Kanzlerin, die sich in ihrer traditionellen Neujahrsansprache an die lieben «Mitbürgerinnen und Mitbürger» geläutert gab. Sie wisse, dass «viele sehr mit der Bundesregierung gehadert» hätten; erst habe man «lange gebraucht, um überhaupt eine Regierung zu bilden», und als sie endlich zustande gekommen war, «da gab es Streit und viel Beschäftigung mit uns selbst». Deswegen habe sie «Ende Oktober einen Neubeginn eingeleitet». Und das war es auch schon mit der Selbstkritik. Der Rest war *business as usual*. Die «Herausforderungen unserer Zeit» seien nur zu meistern, «wenn wir zusammenhalten und mit anderen über Grenzen hinweg zusammenarbeiten». Die Formel «über Grenzen hinweg» hörte sich wie «weg mit den Grenzen» an und war nicht zufällig gewählt. An dieser Stelle wurde die Ansprache der Kanzlerin mit Bildern unterlegt, die «unser Astronaut Alexander Gerst» aus der Internationalen Raumstation zur Erde geschickt hat, «Bilder von der überwältigenden Schönheit unserer Erde». Von da war es nur ein kurzer Schritt zu der «Schicksalsfrage des Klimawandels» und anderen globalen Herausforderungen.

Es war nicht die schlechteste Rede, die Merkel je gehalten hat, immerhin hat sie den Bürgerinnen und Bürgern nicht geraten, öfter spazieren zu gehen oder Blockflöte zu spielen. Zweimal noch wird sie sich an das Volk wenden, bevor sie und Alexander Gerst die Plätze tauschen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Gentleman bei Regen der Dame das Halten des Schirms überlassen, weil man über einen Kopf kleiner ist als sie?

Roland Steinemann, Zürich

Die Dame, die für Sie und sich den Schirm hält, überragt Sie offenbar beträchtlich. In diesem Fall: Ja, das dürfen Sie ihr überlassen, easy. Wer eine solche Frau erobert hat, ist nicht bloss ein Gentleman, sondern auch ein grosser Mann. Egal, wie kleingewachsen er ist.

Mark van Huisseling (1,96 Meter lang)

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Unveröffentlichte Fragen werden nicht beantwortet.

Leserbriefe

«Die Schweizer haben den Amerikanern den ersten Wolkenkratzer, die Verrazzano-Brücke und den Chevrolet beschert.» *Tom Pfister*

Historische Chance

Nr. 50 – «Mein Amerika»; Michael Pieper über die Handelsbeziehungen Schweiz–USA

Pieper bringt das Freihandelsabkommen der Schweiz mit den USA als historische Chance auf den Punkt. Das Timing ist ideal: Das Image der Schweiz in den USA ist top, die Innovations- und Investitionskraft der Schweizer Unternehmen gilt bei den Amerikanern als Massstab. Die Schweizer haben diesen den ersten Wolkenkratzer, die Verrazzano-Brücke und den Chevrolet beschert. Jetzt setzen die Schweiz und die USA gemeinsam auf Zukunftstechnologien in Pharma, Engineering und Biotech und treiben die weltweite Digitalisierung für die nächste Generation voran. *Tom Pfister, Philadelphia (USA)*

Sensationsgier

Nr. 51/52 – «Oase der Hoffnung»; Thomas Kessler über Schweizer Demokratie in Syrien

Welche Freude, dass es so etwas gibt! Gibt es weitere Informationen zu diesem faszinierenden Experiment? Auf alle Fälle werde ich meinen Freunden und Verwandten eine Kopie dieses Artikels als Hoffnungszeichen für 2019 in die Neujahrspost legen.

Thomas Hoffmann-Dieterich, Rottenburg (D)

Mehr kulturelle Vielfalt

Nr. 50 – «Rule, Britannia!»; Hanspeter Born zur Brexit-Debatte

Parlamente unterschiedlicher Kulturen tagen nach unterschiedlichen Gepflogenheiten – wunderbar aufgezeigt im Artikel über Westminster. Dass die Politik überall ein bisschen anders tickt und trotzdem recht gut funktioniert, ist doch eigentlich schon Grund genug, regionale Eigenständigkeiten zu bewahren und möglichst viele Entscheide dort zu fällen, wo sie ausgebadet werden müssen. Bravo Brexit! Die kulturelle Vielfalt in Europa wird wieder zunehmen. *Matthias Hauser, Hüntwangen*

Chaotisches Erwachen

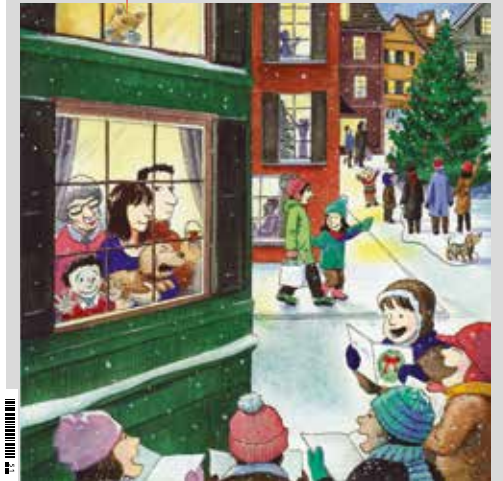
Nr. 51/52 – «Brexit-Panikmache»; James Delingpole über Grossbritannien

Der Autor irrt gewaltig, wenn er meint, dass der «No Deal»-Brexit die grosse Freiheit bringe. Diese wird in ein chaotisches Erwachen aus dem Empire-Traum der Briten mit tiefgreifenden und dazu auch historischen Verwerfungen münden, die Grossbritannien ins globale Abseits führen werden. «Der Wahn ist kurz, die Reue ist lang.» *Klaus Hager, Neusäss (D)*

Zum Jahresende: Menschen und Gespräche

Nummer 51/52 – im Dezember 2018
Fr. 8.00 (inkl. MwSt.) – Euro 8.00
82. Jahrgang

DIE WELTWOCH



Wir sind 2018

Ueli Maurer, Alyssa Milano, Peter Hitchens, Francine Jordi, Ozzy Osbourne, Michael Steiner, Barbara Klossner, Ignazio Cassis, Jörg Kachelmann, Cédric Wermuth, DJ Antoine, Meng Hongwei, Dani Müller, Clemens Fuest, Fabrice Hadjadj, Andreas Moser, Stormy Daniels, Niklas Nikolajsen u.v.a.m.

«Hoffnungszeichen für 2019»: *Weltwoche*-Cover.

Was die EU mit den Briten macht, ist eine Schande. Theresa May sollte nicht als Bittstellerin auftreten, sondern als Mahnerin. Es waren die Briten, die im Zweiten Weltkrieg als erstes Land erfolgreich gegen Deutschland Krieg geführt haben. Nach der Battle of Britain 1940 gab Hitler den Kampf im Westen auf, weil seine Luftwaffe geschlagen war. Worauf er gegen Russland loszog, um später wieder die Briten anzugreifen. Zwei Jahre lang hat Grossbritannien Hitler allein die Stirn geboten. Erst dann konnte Churchill Roosevelt überreden, in den Krieg einzutreten. Nur weil Grossbritannien frei blieb, konnte die Insel als Zwischenlandeplatz für die US-Streitkräfte dienen. Also: Ohne die Briten gäbe es kein freies Europa und schon gar keine EU.

Christine Daborn, Zufikon

Wermuths Logik

Nr. 51/52 – «Ich will dieses Land verändern»; Erik Ebneter über Cédric Wermuth

«Der Kapitalismus folgt nicht den Bedürfnissen von Mensch und Umwelt, sondern richtet sich nach Profiten», sagt Cédric Wermuth im Interview, «diese Logik müssen wir überwinden, darum mache ich Politik.» Wermuths Logik ist längst überholt: Profit kann im Kapitalismus nämlich nur machen, wer sich an den Bedürfnissen der Menschen orientiert. Wermuth kann also getrost aufhören, Politik zu machen. *Lukas Steinmann, Schlieren*

Ende der Weisheit

Nr. 49 – «Optimale Betriebstemperatur»;
Alex Baur über die Erderwärmung

Vor Millionen von Jahren wurde die Welt erschaffen von einer Macht, über die seither gerätselt wird. Religionen und Freidenker streiten über ihre Thesen. Kriege, Machtgier und Ungerechtigkeiten verursachen grenzenloses Leid auf der Welt. Nun könnte es sein, dass diese Macht die Welt wieder abschaffen möchte, indem sie die Welt heisser macht. Wissenschaftler suchen krampfhaft nach Gründen für diese Erwärmung. Da preist sich das CO₂ an, das unter anderem durch Ausstoss von Abgasen entsteht. Aber auf Autofahren, Fliegen und Kreuzfahrten will niemand verzichten. Zu sehr hat sich der moderne Mensch an den Wohlstand gewöhnt. Eines Tages wird das Streiten ein Ende haben: nämlich dann, wenn auch die Gescheitesten am Ende ihrer Weisheit angekommen sein werden. *Marlies Mettler, Eschlikon*

Überlegen

Nr. 51/52 – «Mehr Schlager»;
Michael Bahnerth über Francine Jordi

Francine Jordi reagiert mit Überlegenheit. Ihre klugen Antworten, auch auf unziemliche Fragen, sind Klasse. Wir hoffen, noch viel von ihr zu hören – in jeder Hinsicht. *Johannes Fischer, Chur*

Sensationsgier

Nr. 50 – «Halali in Boswil»;
Alex Baur über den Fall von Daniel Wicki

Das wirklich Traurige ist, dass sich der Gemeinderat dieser Schmutzkampagne beugt und damit Tür und Tor öffnet für weitere Aktionen dieser Art. *Barbara Peter, Wil*

Korrigenda

Im Interview «Der Tweet, mit dem alles begann» (*Weltwoche* Nr. 51/52, 18) haben wir eine Aussage von Alyssa Milano falsch übersetzt. In einer Frage steht: «Sie waren eine prominente, couragierte Unterstützerin von Christine Blasey Ford, die Brett Kavanaugh beschuldigte, sie während ihrer gemeinsamen Highschool-Zeit vergewaltigt zu haben.» In der Anklage Blasey Fords war nicht von einer vollzogenen Vergewaltigung die Rede, sondern von «sexual assault», sexuellem Übergriff, wie im englischen Original des Interviews korrekt umschrieben. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Im Dezember gab es in Frankreich Ausschreitungen durch die Gelbwesten-Bewegung. Was denken Sie, ist so etwas wie eine Revolution in Europa heute denkbar? Oder bestand die Bewegung mehrheitlich aus unpolitischen Krawallwütigen? *Georg F., Weinfelden*

Natürlich hat es bei solchen Ausbrüchen immer auch Radaubröder dabei. Aber es wäre zu einfach, die Bewegung als einen unpolitischen Krawall darzustellen.

Diese Ausbrüche gehen tiefer. Sie sind Ausdruck einer weitverbreiteten Unzufriedenheit. In der Mehrheit geht es um

Die Gefahr eines Aufstands ist auch in der Schweiz gegeben.

Bürgerinnen und Bürger, die sich in Bezug auf die politischen Verhältnisse nicht mehr zu helfen wissen.

Etwas hat den Funken gezündet: Die französische Regierung, beziehungsweise

deren Präsident Emmanuel Macron, setzte mit grossen Worten höhere Steuern und Abgaben in Kraft, um das Klima, Europa und die Welt zu retten. So etwa zehn Cents mehr für den Liter Benzin, dann Abgaben auf Diesel, auf Heizöl und so fort.

Die Leute, der Mittelstand, die Gewerbetreibenden, die das alles bezahlen müssen, haben genug. Offenbar hat die Regierung die Wirkung solcher finanzieller Lasten für die Bürger unterschätzt.

Wie weit sich diese Bewegung in andere Länder ausweiten kann, bleibt eine offene Frage. Die Unzufriedenheit in Bezug auf die zunehmenden Abgaben, Prämien, Steuern und Lohnabzügen ist nicht nur in Frankreich gross. Die Gefahr eines solchen Aufstands ist also auch in der Schweiz gegeben, auch wenn hierzulande das Schröpfen der Bürger dank der direkten Demokratie etwas weniger leicht möglich ist.

In der Schweiz ist ein solcher Aufstand nur zu verhindern, wenn die Stimmbürger ihre Aufgabe ernst nehmen. Das heisst: Wenn sie die Kraft haben, nein zu sagen zu Steuererhöhungen und zum Abbau von direkter Demokratie.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Unveröffentlichte Fragen werden nicht beantwortet.

DIE  WELTWOCH

«Weltwoche daily» immer verfügbar.

Mit der *Weltwoche*-App empfangen Sie jede Sendung von «Weltwoche daily» bequem auf Ihrem Smartphone. Die App ist im Abonnement inbegriffen.





Reinkarnation eines Landvogts: EU-Funktionär Hahn.

Kommissar Hahn kräht

Johannes «Gio» Hahn, gescheiterter Jura-Student, Plagiator, früherer Kasino-Konzern-Präsident und österreichischer Wissenschaftsminister, ist der EU-Kommissar, der den Schweizern den Anschlussvertrag aufzwingen will. *Von Urs Paul Engeler*

Der 61-jährige Mann war kaum einem Eidgenossen ein Begriff, bevor er am 17. Dezember in Brüssel zu einer Medienkonferenz rief, die ausser den Schweizer Journalisten, die den Verlautbarungen der EU-Zentrale aufs Wörtchen folgen, fast niemanden zu interessieren vermochte. «State of play der Beziehungen Schweiz – EU» lautete der in vielerlei Hinsicht bemerkenswerte Titel der Ansprache. Der deutsch vortragende Player-Kommissar, der sein überlanges, in den Nacken und auf die Seite fallendes, graumeliertes Haar trägt wie

ein alter Gockel seinen welkenden Kamm, las von der Kanzel der renitenten Alpenrepublik die Leviten, gerade so, als diktiere da die Reinkarnation eines Landvogts.

Genau diese Rolle hat Johannes Hahn inne. Der Österreicher ist seit 2014 EU-Kommissar für «Nachbarschaftspolitik und Erweiterungsverhandlungen» und als solcher auch beauftragt, der nachbarlichen Schweiz den Rahmenvertrag aufzuzwingen. Er führt damit die verbindliche Order aus, die Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker ihm am

10. September 2014 vorgegeben hat. Das Mandat ist auf der Website der EU-Kommission nachzulesen; allerdings ohne die im Annex verdeckten Details.

Flucht in die Philosophie

Nun, diese Absichten und das begleitende Drohszenario legte der für den Druck auf die Schweiz zuständige Kommissar Hahn im Folge-Interview vor den Kameras des Schweizer Fernsehens am 17. Dezember klarer denn je offen: Seine erste Botschaft, laut der es bei die-

sem Vertragstext keine einzige Silbe nachzuverhandeln gebe, erstaunte auch hierzulande nicht wirklich. Seine zweite Drohung hingegen, dass bei einem Nein der Schweizer zu diesem Eingliederungskontrakt kein einziger bestehender bilateraler Vertrag weiterentwickelt oder «aufdatiert», das heisst allfällig neuen Anforderungen und Realitäten angepasst werde, war eine autoritäre Drohung, die in dieser Form ebenso neu wie erschreckend und eindeutig war. Bei helvetischer Weigerung zur institutionellen Einbindung nämlich, so Hahn, würden die bestehenden Verträge allmählich «totes Recht», also zu Vereinbarungen, an die die EU sich gar nicht mehr halten werde.

Ob das nun so schlimm enden wird für die Schweiz, wie Kommissar Hahn kräht, bleibe mal dahingestellt. Immerhin gibt es noch das

Bei helvetischer Weigerung zur Einbindung würden bestehende Verträge allmählich «totes Recht».

Freihandelsabkommen von 1972, das vor internationalen Gerichten durchgesetzt werden kann. Und an der Einhaltung plus «Aufdatierung» des Verkehrsabkommens ist vor allem die EU interessiert, die bald auch mit 60-Tönnern durch die Alpen brummen will. Zudem hat die EU, die keine Verträge mit der Schweiz abschliessen will, den Vertrag über den automatischen Austausch von Steuerdaten (AIA) abgeschlossen. Alles ist sehr relativ. Aus imperialer EU-Sicht ist der angekündigte Abschied vom bilateralen Weg jedoch die Formel für den Würgegriff, den die Union gegen die unabhängige Eidgenossenschaft anzuwenden beabsichtigt. Sie zeitigt bereits den Effekt, dass Leuten wie dem Arbeitgeberpräsidenten Valentin Vogt das Herz in Richtung Hose rutscht.

Wer aber ist der Herr Kommissar, der im Auftrag Junckers in Brüssel bestimmt, was gegen die Schweiz unternommen werden muss? «Ich bin einfach Gio», pflegt er den österreichischen Medien auf Fragen nach seiner Person und seinen Überzeugungen zu antworten, «und ich lasse mich ungern in eine Schublade stecken.» Der unfassbare «Gio» Hahn kann keines der Klischees entkräften, die über die EU-Funktionäre im Umlauf sind: zweitklassige Politiker, für die im Heimatland keine sinnvolle Beschäftigung mehr gefunden wird, die aber doch zu eng und zu weit oben vernetzt sind, als dass man sie geräuschlos in Rente schieben könnte.

Hahn studierte von 1976 bis 1982, also geschlagene sechs Jahre lang, in Wien Jurisprudenz, ohne jedoch irgendeinen Abschluss zu schaffen. Nach dem anhaltenden akademischen Misserfolg in Rechtssachen wandte er sich Ende 1982 der Philosophie zu, einer Sparte, die zwar gescheit tönt, jedoch viel Unge-

naues zulässt. Tatsächlich legte er fünf Jahre später eine Dissertation vor mit dem Titel «Die Perspektiven der Philosophie heute – dargestellt am Phänomen Stadt». Die Arbeit wurde auch angenommen, erregte aber, als der Autor die politische Leiter erkletterte, das Interesse einiger kritischer Leser.

Der Salzburger Medienwissenschaftler Stefan Weber, bekannt geworden als erfolgreicher «Plagiatsjäger», warf Johannes Hahn, der damals über die Schiene der dominierenden Österreichischen Volkspartei (ÖVP) erstaunlich rasch zum Bildungs- und Forschungsminister des Landes aufgestiegen war, 2007 vor, «absolut schlampig» gearbeitet und «seitenweise unzitiert abgeschrieben» zu haben. Der Zürcher Philosophielehrer Peter Schulthess, dem allerdings nur eine Passage der hahn-schen Arbeit vorlag, entkräftete im Auftrag der Universität Wien vorerst die Anschuldigung teilweise.

Als Forscher Weber 2011 jedoch nachhakte und im Detail nachweisen konnte, dass 17,2 Prozent der 254 Seiten zweifelsfrei «plagiiert» sind, musste die bedrängte Universität, die einen Fall Guttenberg unbedingt vermeiden wollte, ein externes Gremium einsetzen, um die Vorwürfe gegen den mittlerweile schon zum EU-Kommissar für Regionalpolitik gewählten Hahn genauer zu prüfen. Die drei Experten, deren Namen nie bekanntgegeben und deren Gutachten auch nie publiziert wurden, sollen laut dürrem Communiqué der Universitätsleitung zum Schluss gekommen sein, dass die Arbeit kein eigentliches Plagiat sei, jedoch «nicht den Prinzipien guter wissenschaftlicher Praxis» entspreche. «Gio» dürfe sich demnach weiterhin Dr. Hahn nennen. Der Eiertanz um den Widerspruch erregte Kopfschütteln.

«Abschreckendes Beispiel»

Der Rektor der Universität beeilte sich, frühere Doktorarbeiten generell zu entwerten und die Peinlichkeit nachzuschieben: «Heute würde eine solche Dissertation nicht mehr angenommen.» Hahns Doktorvater Peter Kampits entschuldigte sich kleinlaut für das tiefe Niveau der Arbeit, die er selbst abegesegnet hatte: «kein Meisterwerk». Der seriöse Wiener Philosophieprofessor Herbert Hrachovec, der die ersten hundert Seiten der Stadtphilosophie genau analysiert hatte, sprach Klartext: «Es handelt sich um eine Arbeit minderer Qualität, die stellenweise an das Banale und sogar Peinliche grenzt. In ihrer Abfassung sind elementare Regeln des wissenschaftlichen Arbeitens vielfach missachtet worden. Die Schlamperei grenzt an Fahrlässigkeit. Mit Wissenschaft hat das nur als abschreckendes Beispiel zu tun.»

Zum Zeitpunkt der Entlarvung war Hahn bereits zum Träger des «Grossen Goldenen Ehrenzeichens am Bande für Verdienste um die

Republik Österreich» und somit an der schönen blauen Donau zu einer unantastbaren Figur aufgestiegen, der die unverdiente Doktorwürde nicht mehr abgesprochen werden durfte und die auch weitere unangenehme Fragen zu ihrer Vergangenheit an sich abprallen lassen konnte. Trotz Quasidisqualifikation als Wissenschaftler wurde ihm 2012 noch das «Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien» angehängt.

Die mächtige ÖVP lässt gar nichts über einen kommen, der ihr von Kindsbeinen an dient. Hahn begann als Obmann der Jungen ÖVP im Wiener Bezirk Mariahilf, stieg auf zum Obmann der jungen Wiener ÖVPLer, wurde Geschäftsführer der erwachsenen Wiener ÖVP, amtierte als Sekretär des ÖVP-Generalsekretärs, wurde ins Stadtparlament Wiens gewählt, 2007 hüpfte er, zum Erstaunen vieler, auf den Posten des Ministers für Wissenschaft und Forschung ins Bundeskabinett, allerdings nur für kurze drei Jahre.

Fast noch wichtiger für das rasante Fortkommen war, dass der «Gio» 1997 in den Vorstand der Novomatic AG gewählt wurde. Die Novomatic-Gruppe, die wesentliche Firmenelemente in die Schweiz verlagert hat (Gryphon Invest AG oder ACE Casino Holding AG) ist ein weltweit agierender Glücksspiel- und Wettkonzern, der heute in siebzig Ländern rund 29 000 Mitarbeiter beschäftigt, Automaten herstellt, Casinos betreibt, über eine Filiale in Malta auch Online-Gaming anbietet und mit seiner Tochter Admiral Sportwetten GmbH das Sportwetten-Geschäft des Landes dominiert. Die Novomatic-Gruppe ist ein kleiner Staat im Staat und, wie das österreichische Nachrichtenmagazin *Profil* schreibt, «Österreichs umstrittenster Konzern».

Die Führungsriege werden nach parteipolitischen Kriterien bestellt: Um in allen Landesteilen für alle Projekte ein stets günstiges Umfeld zu schaffen, werden Sozialisten, ÖVPLer, Liberale, vormalige und spätere Minister und neuerdings sogar die Ex-Grünen-Chefin Eva Glawischnig mit lukrativen Posten bedacht. Lang ist die (internationale) Liste von Gerüchten und Anschuldigungen, von Lobbying-Treffen, Razzien und Korruptions- oder Geldwäscheuntersuchungen, ganz kurz hingegen die Tabelle von Entscheiden gegen die mächtige Novomatic.

Schwarzgeldaffäre versendet

Im Jahr 2003 avancierte Hahn zum Präsidenten dieser Kasino-Kette sowie der Sportwetten-Filiale Admiral. 2014 musste «Gio», mittlerweile hoher EU-Kommissar in Brüssel, vor dem Landesgericht Wiener Neustadt antraben, zwar nicht als direkt Beschuldigter, sondern als Zeuge. Während seiner Amtszeit waren mit Spezialbewilligung in vielen Lokalen sogenannte 50-Cent-Kleinwetten-Apparate montiert worden, die jedoch dank einer eingebauten Automatiktaste innert Sekunden zu

verbotenen 50-Euro-Wettmaschinen mutiert werden konnten. In erster Instanz hat das Gericht einem Kläger die Entschädigung von 107 429 Euro zugesprochen.

Konkret auf Player Hahn hatte hingegen der grüne Abgeordnete Peter Pilz gezielt, ein giftiger, selbst nicht unumstrittener Politiker. Er legte 2009, kurz vor der Anhörung des designierten EU-Kommissars vor dem Europäischen Parlament in Strassburg, den Finanz- und Justizministern einen seitenlangen Katalog von Vorwürfen gegen die Novomatic und gegen Hahn vor. Konkret beschuldigte er den ehemaligen Kasino-Präsidenten, bei den Übergaben von Schwarzgeld für einen Hauskauf in Bruck an der Mur sowie für nicht deklarierte Überstunden persönlich beteiligt gewesen zu sein. Er brachte dafür auch zwei Zeugen und eidesstattliche Erklärungen von Mitarbeitern bei. Zum Teil waren die vermuteten Tatbestände bereits verjährt, zum Teil strittig, zum Teil bekamen die Gewährsleute



Verbindliche Order: Hahn (l.), Juncker.

kalte Füsse, schliesslich geriet auch Pilz immer mehr in die Kritik. Hahn konnte den Fall als rein persönliche Attacke Pilz' darstellen, der ihn «politisch vernadern» wollte: «Ich habe eine weisse Weste.» Ganz Konkretes blieb nicht hängen – wie in der Plagiatsaffäre.

So wurde er im Februar 2010 in die 29-köpfige, von José Manuel Barroso geführte EU-Kommission gewählt und 2014 als Mitglied des «Team Juncker» bestätigt. Seither ist der liebe «Gio» im Walzerland ein beklatschter Promi-Gast, wenn er mit seiner derzeitigen Liaison antantzt: Susanne Riess-Passer (58). Die Juristin ist kein ÖVP-Gewächs, sondern die frühere Vorzeigedame und Landesobfrau der rechten Freiheitlichen (FPÖ), Jörg Haiders gefürchtete «Königskobra», ehemalige Vizekanzlerin im Bundeskabinett und verheiratet gewesen mit Michael Passer, einem Innsbrucker FPÖ-Politiker (Vizebürgermeister) und Millionen-Pleitier. «Meine politische Heimat wird immer die FPÖ bleiben», sagte sie bei ihrem Rücktritt.

Und was sagt Kommissar Hahn? «Ich bin einfach Gio, und ich lasse mich ungern in eine Schublade stecken.» ○

EU-Rahmenvertrag: Fake News der Industrie

In einem grossen NZZ-Interview weibelt Hans Hess, Präsident des Maschinenindustrie-Verbandes, für die institutionelle Anbindung der Schweiz an die EU. Wir haben seine Behauptungen überprüft.

Ich werde mich jedenfalls mit ganzer Kraft dafür einsetzen, dass der bilaterale Weg weitergeht.

Wenn dem so wäre, müsste Hans Hess das vorliegende institutionelle Abkommen mit der EU bekämpfen. Denn dieses bedeutet das Ende des «bilateralen Wegs», der einen Vertragsabschluss zweier gleichberechtigter Partner auf Augenhöhe meint. Genau diesen Bilateralismus hat die EU 2008 für beendet erklärt. Wer noch immer von dessen Fortsetzung spricht, nimmt entweder die EU nicht ernst, oder er macht den Schweizern ein X für ein U vor.

Der Rahmenvertrag, wie er nun im Wortlaut vorliegt, ist für die Bedürfnisse der Schweiz massgeschneidert.

Diese Aussage ist nur schon darum unrichtig, weil der Bundesrat «rote Linien» zur Wahrung der Schweizer Interessen gezogen hat. Diese werden jetzt zumindest im Bereich Personenfreizügigkeit verletzt (Unionsbürgerschaft, flankierende Massnahmen zum Schutz des Arbeitsmarktes sowie Koordination der Sozialversicherungen). Sogar der Bundesrat räumt ein, dass er hier seine Positionen nicht durchsetzen konnte. Man kann also unmöglich von einem «massgeschneiderten Rahmenvertrag» sprechen.

Ich glaube nicht, dass wir in drei oder vier Jahren einen wesentlich besseren Vertrag aushandeln würden.

Man sollte nie Zeitangaben machen, da dies unser Land bei Verhandlungen einseitig unter Druck setzt. Ob die EU in drei oder vier Jahren noch dieselbe ist wie heute, wissen wir nicht. Schon im Abstimmungskampf um einen Schweizer Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) 1992 wurde behauptet, dieser Vertrag sei alternativlos. Die EU würde nichts Besseres jemals gestatten. Trotzdem kam es 1998/99 zu den ersten bilateralen Verträgen.

Die Schweiz braucht neue Marktzugangsabkommen.

Der Wirtschaft ist es bisher nicht einmal ansatzweise gelungen, zwingend aufzuzeigen, welche neuen Marktzugangsabkommen wirklich nötig sind. Eine ganz andere Frage ist, ob selbst neue Marktzugangsabkommen den enormen Souveränitätsverlust bei einem institutionellen Vertrag rechtfertigen würden.

Nur schon die Nichtanpassung des Abkommens über die technischen Handelshemmnisse wäre eine enorme Hypothek für die Industrie.

Die Schweizer Industrie kann wegen der Qualität ihre Produkte exportieren. Und wegen einer konkreten Nachfrage. Jedes Schweizer Unternehmen mit einer EU-Niederlassung kann dort seine Produkte mühelos europaweit zertifizieren lassen. Nur die kleinen Lieferanten mit Export aus der Schweiz heraus hätten Probleme, aber diese Firmen sind oft schon Teil einer gutorganisierten Lieferkette. Wo die «enorme Hypothek» liegt, bleibt unklar. Hess schürt Ängste, deren rationale Begründung er nicht leistet.

Oder denken Sie an die hohen Zölle, die die EU nach Ausschöpfen des Kontingents auf Importe von Schweizer Stahl erhebt, weil die Schweiz als Drittstaat gilt.

Die Schweizer Stahlexporte machen nur rund 0,5 Prozent der gesamten Ausfuhren aus. Falls die EU – protektionistisch – 25 Prozent Zoll gegen Schweizer Stahl erheben sollte, müssten die Schweizer Stahlproduzenten, die sich als Qualitätslieferanten verstehen, ihre Produkte trotzdem verkaufen können. Die Schweiz müsste zudem die EU-Zölle vor den Gemischten Ausschuss bringen und auf das Freihandelsabkommen von 1972 verweisen. Demgemäss darf der bilaterale Handel Schweiz–EU auch im Stahlbereich nicht mit solchen Zollschranken behindert werden.

Wenn wir keinen Rahmenvertrag wollen, müssen wir eben die Konsequenzen tragen.



Propaganda für die Unterwerfung: Funktionär Hess in der NZZ.

Selbstverständlich müssen die Vor- und Nachteile jederzeit gegeneinander abgewogen werden. Die Konsequenzen eines Nichtabschlusses sind aus heutiger Sicht jedenfalls weit weniger gravierend, anders ausgedrückt: massiv vorteilhafter als die politischen Nachteile eines Abschlusses.

Vor einem Jahr legte die EU eine Aktualisierung des Abkommens über die technischen Handelshemmnisse für Monate auf Eis. Für die Schweizer Exporteure war das ein harter Schlag.

Hess liegt falsch. Tatsächlich haben die Schweiz und die EU im Sommer 2017 das bilaterale Abkommen über die technischen Handelshemmnisse aktualisiert. Diese Aufdatierung war übrigens ein Zückerchen der EU für das Schweizer Parlament, das im Dezember 2016 eine stark verwässerte Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative verabschiedet hatte. Ob und inwiefern die zuvor von der EU verweigerte Anpassung dieses bilateralen Abkommens über die Handelshemmnisse der Schweizer Wirtschaft geschadet hat, wurde nie klargemacht oder mit Fakten belegt.

Hätten wir ein Rahmenabkommen, könnte die EU nicht mehr einfach so Strafmassnahmen ergreifen.

Tatsächlich kann die EU dank dem Rahmenabkommen ganz legal Strafmassnahmen gegen die Schweiz ergreifen, genannt «Ausgleichsmassnahmen», falls die Schweiz beziehungsweise deren verfassungsmässiger Souverän das EU-Recht nicht übernehmen will.

Für meine Branche, die Schweizer Maschinen-, Elektro- und Metall-Industrie, die fast 50 Prozent aller Produkte in die EU exportiert, wäre der Verlust des heutigen Marktzugangs nur schwer verkraftbar.

Dieses Untergangsszenario bringt Hess immer wieder. Es ist falsch. Den Marktzugang der Maschinenindustrie zur EU sichern das Freihandelsabkommen von 1972 sowie die Regeln der Welthandelsorganisation (WTO) zu über 90 Prozent. Den Rest besorgen die bilateralen Verträge mit der EU, die aber – sonst hätte sie die EU nicht unterschrieben – auch im Interesse der EU sind.

Die EU kann heute die Anerkennung der Börsenäquivalenz mit einem Ja zu einem Rahmenvertrag verknüpfen oder uns eine Anpassung der technischen Handelshemmnisse verweigern, ohne dass wir viel dagegen tun könnten.

Wir können sehr wohl etwas dagegen tun. Das Finanzdepartement hat ein vom Bundesrat genehmigtes fixfertiges Konzept zur Abwehr von Nachteilen für den Schweizer Finanzplatz bei Aberkennung der Börsenäquivalenz ausgearbeitet. Die Anerkennung der Handelshemmnisse wurde übrigens schon 2017 aufdatiert, von beiden Seiten, im wechselseitigen Interesse. Die von Hess an die Wand gemalte schwache Bittstellerrolle der Schweiz ist nicht durch Fakten gedeckt.

Die Wirtschaft steht geschlossen hinter dem bilateralen Weg.

Und wieder liefert Hess Fake News. Nicht die ganze Wirtschaft steht hinter dem Rahmenabkommen, das den «bilateralen Weg» eben nicht sichert, sondern beendet. Der Gewerbeverband und der Bauernverband leisten Widerstand gegen die institutionelle Unterordnung.

Um auch in den Wintermonaten genügend Strom zu haben, sind wir darauf angewiesen, mit der EU ein Abkommen zum Strommarkt schliessen zu können.

Es ist Teil der falschen Energiestrategie 2050, dass die Versorgungssicherheit gemäss Umweltdepartement bis 2035 nur dann gesichert ist, wenn mit der EU ein Strommarkt abkommen abgeschlossen werden kann. Die Schweiz darf aber im Strombereich nicht in ausländische Abhängigkeit geraten – dies hätte der Präsident der Maschinenindustriellen fordern sollen.

Nach allen mir bis heute vorliegenden Informationen und Rechtsgutachten bin ich der Meinung, dass die Schweiz die flankierenden Massnahmen weiterhin selber zur Anwendung bringen kann.

Diese Aussage widerlegt der Bundesrat wie folgt: «Umgekehrt hält die EU bestimmte FlaM für nicht konform mit der im Personenfreizügigkeitsabkommen von 1999 verankerten Dienstleistungsfreiheit und fordert seit über zehn Jahren deren Anpassung.»

Man kann die dynamische Rechtsübernahme natürlich auch ablehnen, aber dann ist der bilaterale Weg mittelfristig tot.

Der «bilaterale Weg» stirbt mit der «dynamischen Rechtsübernahme», die eigentlich eine automatische ist, denn für die vereinbarten Bereiche gilt neues EU-Recht sofort, wenn auch nur «provisorisch». Sagt die Schweiz in einem Referendum nein, drohen Sanktionen bis hin zur Guillotineklausel.

Bekommen wir fremde Richter? Nein. Hat der Europäische Gerichtshof am Schluss das letzte Wort? Nein. Das letzte Wort hat weiterhin das Schweizer Stimmvolk.

Das Schiedsgericht muss nach Vorgabe des EU-Gerichtshofs urteilen. Der EU-Gerichtshof – fremde Richter ohne Schweizer Beteiligung – ist für das übernommene EU-Recht zuständig. O-Ton Bundesrat: «Die Auslegung des EuGH ist für das Schiedsgericht bindend.»

(CM, Gy, RK)



«Un glaublich gute Nase»: Bruno Stefanini vor seinem Schloss Luxburg im Thurgau, 1991.

Sonderling und Sonderfall

Der Winterthurer Immobilien- und Kunstsammler Bruno Stefanini (1924–2018) hinterlässt ein problembeladenes Erbe. Er liebte die Schweiz, die Kunst und die Arbeit. Und hasste staatliche Übergriffe auf sein Eigentum. *Von Christoph Mörgeli*

Wenn ein Industriekonzern statt in Fabrikhallen in ein Bürohochhaus investiert, darf man dies in der Regel als Zeichen des nahenden Niedergangs werten. Tatsächlich folgten bald nach Vollendung des hundert Meter hohen Sulzer-Hochhauses im Jahr 1966 Zeiten der Krise für den Weltkonzern. Es vergingen trotzdem noch drei Jahrzehnte, bis der Immobilienunternehmer Bruno Stefanini 1998 das damals höchste Wohnhaus der Schweiz erwarb.

Er sei ganz in der Nähe aufgewachsen und könne nicht zulassen, dass dieses Winterthurer Monument in irgendwelche Hände falle – so begründete Stefanini seinen Kaufentscheid. Er handelte sich allerdings viel Ärger mit dem gesundheitsschädigenden Asbest und den chaotischen Hausbesetzern ein, die mehrere Tage im Gebäude wüteten. 2009 konnte der Hausherr einen SRF-Reporter dann doch

durch den frisch renovierten Turm führen. Er wolle nicht zu viele Pendenzen hinterlassen und vermehrt auch in seine Altwohnungen investieren, meinte der damals 85-jährige Bruno Stefanini. Schliesslich bestreite er eine Siebentagewoche, und seine letzten Ferienerinnerungen gingen ins Kriegsjahr 1941 zurück.

Cervelats, Brot und Bier

Der Selfmademan trug also selber durchaus zum Mythos bei, der seine publikumsscheue, zurückgezogen lebende Person umgab. Negative Erfahrungen mit Politikern, Beamten und Journalisten machten Stefanini zwar misstrauisch, doch blieb er gegenüber seinen Mitmenschen stets freundlich. Man beobachtete ihn an Flohmärkten oder beim Kleiderkauf in Secondhand-Läden. Obwohl längst Vermögensmilliardär, wohnte er höchst bescheiden und ernährte sich nach eigenem Zeugnis von

Cervelats, Brot und Bier. Doch als Unternehmer hat Stefanini enorm viel bewegt, war er doch Sammler, ja Ansammler von Häusern, Wohnungen, Liegenschaften, aber auch von unzähligen Gemälden und Kunstobjekten.

Ein Mehrfamilienhaus, das ihm sein Vater geschenkt hatte, legte den Grundstock zu Stefaninis beeindruckendem Imperium. Doch das Leben des Sohnes eines geschäftlich bereits erfolgreichen Italiener und einer Glarnerin verlief alles andere als gradlinig. Bruno Stefanini war zuvor aus der Mittelschule hinausgeworfen worden, weil er eine Party in einer Friedhofskapelle verantwortet hatte, bei der obendrein eine Scheibe in Brüche gegangen war. Mit Hilfe der Privatschule Minerva bestand er dennoch die Aufnahmeprüfung an die ETH. Dieses Studium schmiss er aber genauso wie jenes an der Universität Zürich, das bereits nach wenigen Semestern Wirtschaft

endete. Stattdessen stürzte sich der Schwerarbeiter Stefanini in den Aufbau seines Immobiliengeschäfts, das in der Hochkonjunktur der fünfziger bis in die siebziger Jahre immer weiter expandierte. Von der Winterthurer Marktgasse 47 aus kontrollierte er die von ihm gegründete, rasch wachsende Firma Terresta AG.

Seine Geschäftspraktiken stiessen allerdings nie auf ungeteilte Zustimmung. Während gelobt wurde, dass Stefanini – etwa in den fünfzig Liegenschaften der Winterthurer Altstadt – die Mietkosten erschwinglich hielt, mehrten sich Vorwürfe, er drücke sich um Sanierungen und lasse seinen Besitz verfallen. Linke Kantonsräte reichten Vorstösse ein, laut denen sanierungsunwillige Grundeigentümer enteignet werden sollten («Lex Stefanini»).

Rechtsstreit mit Blochers

Christoph Blocher, der zum Winterthurer Unternehmer und Mitsammler später ein gutes Verhältnis hatte, führte seinen ersten Prozess ausgerechnet gegen Stefanini. Blochers damalige Verlobte und spätere Ehefrau Silvia Kaiser hatte als junge Primarlehrerin in Weinfelden eine Stefanini-Wohnung gemietet und dafür die übliche Kautionsleistung geleistet. Obwohl sie später die Wohnung in tadellosem Zustand wieder abgab, erhielt sie ihre Kautionsleistung nicht zurück. Da nutzten auch eingeschriebene Briefe des Jus-Studenten Christoph Blocher nichts. Erst am Tag, an dem die entsprechende Gerichtsverhandlung angesetzt war, traf die geschuldete Summe bei der rechtmässigen Eigentümerin ein.

Mit Christoph Blocher teilte Stefanini nicht nur die Liebe zu Schweizer Malern des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Der Winterthurer war stark von der geistigen Landesverteidigung und von den Kriegsjahren geprägt, in denen er als Gymnasiast freiwilligen Dienst als Fliegerbeobachter an der Grenze geleistet hatte. Später brachte er es als Offizier bis zum Hauptmann und absolvierte 1500 Dienstage. Mit seinem Geschäftsfreund Hans Robert Jenny – dem Gründer der Stiftung für Abendländische Besinnung (Stab), heute Stiftung für Abendländische Ethik und Kultur – wusste er sich einig im glühenden Patriotismus und im Bekenntnis zur abendländischen Kultur. Dies war für die NZZ Grund genug, die etwas hochnäsige Frage aufzuwerfen, ob es sich bei Stefanini einfach um einen «nationalistischen Bewahrer» gehandelt habe.

Trotz lebhafter geisteswissenschaftlicher Interessen schien Bruno Stefanini das Geldverdienen letztlich doch wichtiger. Als sich der Immobilienmarkt in den Siebzigern etwas abkühlte, widmete er sich vermehrt seiner Sammelleidenschaft und trug eine Kollektion von mehreren zehntausend Bildern, Möbeln, Textilien, Autos und Kunstgegenständen zusammen, deren Wert auf 1,5 Milliarden Franken veranschlagt wird. Zu Weihnachten 1980 brachte Stefanini seine Kunstsammlung und

einen Teil seiner besten Liegenschaften in eine Stiftung ein – die Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte (SKKG). Damit waren zwar steuerliche Vorteile verbunden, aber auch eine Änderung der Besitzverhältnisse und entsprechende gesetzliche Vorgaben.

Ein eigentliches Sammlungskonzept Stefaninis ist für Museologen und Kunstsachverständige schwer erkennbar. Andres Furger, der frühere Direktor des Landesmuseums, bezeichnete den Winterthurer als «etwas schrulligen Jäger und Sammler». Es handle sich bei ihm aber um einen Tatmenschen, der die Din-

«Er hat Wohnungen gesammelt, wie er Kunstobjekte gesammelt hat.»

ge angepackt und eine unglaublich gute Nase gehabt habe, wenn es galt, Geld zu machen: «Er hat Wohnungen gesammelt, wie er Kunstobjekte gesammelt hat.»

Zweifellos lebte Bruno Stefanini seine Sammelleidenschaft zu Zeiten aus, als die Preise – abgesehen von den Möbeln – noch weit moderater waren als heute. Er erwarb Spitzenwerke von Ferdinand Hodler oder von Albert Anker, beispielsweise Ankers «Mädchen, die Haare



Ankers «Mädchen, die Haare flechtend», 1887.

flechtend». Auch Giovanni Giacometti, Robert Zünd, Rudolf Koller, Félix Vallotton, Cuno Amiet und andere sind prominent vertreten.

In der Sparte «Historica» finden sich antike Gegenstände bis zu Besitztümern von Persönlichkeiten, die Geschichte machten. Zu den zahlreichen «Napoleonica» zählen etwa das Testament des Korsen oder dessen prunkvolles Hochzeitsbett von 1810. Stefanini faszinierten Objekte von Hitler, Göring und Rommel, aber auch solche der Generäle Henri Guisan oder Norman Schwarzkopf. Einen

Schreibtisch des amerikanischen Präsidenten Kennedy hat er ebenso erworben wie Schriften von Albert Einstein, den Rolls-Royce von Greta Garbo, ein Reitkostüm von Kaiserin Sisi, eine wertvolle Waffensammlung oder – aus Liebe zu Wilhelm Tell – die grösste Armbrustsammlung der Schweiz.

Erbitterter Streit um den Nachlass

Nebenbei kaufte Stefanini die Schlösser Grandson (öffentlich zugänglich), Salenstein und Luxburg im Thurgau (die gegenwärtig zerfallen) sowie Brestenberg am Hallwilersee. In Letzteres hat er etwa 35 Millionen Franken investiert und eine riesige Ausstellungsfläche realisiert. Weil sich die kantonale Baudirektion unter Ulrich Siegrist (SVP) unbeweglich und bürokratisch stur zeigte, gab Stefanini sein Museumsprojekt indessen verärgert auf.

Bruno Stefaninis Ehe wurde nach zehn Jahren geschieden; als zu schwierig hatte sich das Zusammenleben mit dem eigenbrötlerischen Unternehmer gestaltet. Das familiäre Scheitern hat ihn in der Folge innerlich schwer belastet und wirkte sich auf die Regelung seines Erbes fatal aus. Ein Sohn schied freiwillig aus dem Leben, die Tochter Bettina zog nach Irland, und Sohn Vital ist nach einem missglückten Fallschirmabsprung hirngeschädigt.

Um die Stiftungsurkunde entbrannte ein beidseits heftig geführter Streit, nachdem Bruno Stefanini 2013 infolge Demenzerkrankung handlungsunfähig geworden war. Das Bundesgericht schützte im Wesentlichen die Ansprüche der beiden Kinder gegen jene des bisherigen Stiftungsrates, der aus langjährigen Vertrauten Stefaninis bestand.

Es ist für die Schweizer Öffentlichkeit von erheblicher Bedeutung, wer nach dem Tod des Patrons die Stiftung in die Zukunft führt. Museologe Andres Furger hat schon vor über zehn Jahren für die Eidgenössische Stiftungsaufsicht ein stimmiges Konzept entworfen, das auch den Willen Stefaninis respektiert: Schloss Brestenberg würde zum «Historica-Museum» ausgestaltet – als spannendes Schaufenster in die (westliche) Weltgeschichte. In Grandson würde weiterhin Schweizer Geschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit gezeigt, während die einmalige Bildersammlung von Schweizern des 19. und 20. Jahrhunderts in bereits bestehende Kunstmuseen – vorab in Winterthur – integriert werden könnte.

Gross dürfte jedenfalls das Interesse sein, wenn Stefaninis Tochter Bettina am 15. Januar als Präsidentin der SKKG zu einem Informationsanlass zum Thema «Rückblick – Ausblick – Strategien» einlädt. Und zwar im Auditorium jenes Sulzer-Hochhauses, das ihr Vater mehr oder weniger als Industrieruine übernommen und als weithin sichtbares Wahrzeichen Winterthurs gerettet hat. ○

Fröhliches Kommissionsleben

Der Bundesrat unterhält über hundert ausserparlamentarische Kommissionen. Ein fragwürdiger Wildwuchs, bei dem Eigeninteressen verfolgt werden und einzelne Kommissionspräsidenten über 150 000 Franken Entschädigung einstreichen. *Von Peter Keller*

Hans-Ulrich Bigler schaut noch etwas strenger, als er es sonst schon tut. Der Direktor des Gewerbeverbandes und freisinnige Nationalrat ärgert sich über den Wildwuchs sogenannter «ausserparlamentarischer Kommissionen». Der Bundesrat unterhält 118 solcher Gremien, die parallel zur Verwaltung und zu den national- und ständerätlichen Kommissionen arbeiten. Dazu kommen weitere Leitungs- und Behördenorgane. Allein die Wahlliste mit sämtlichen Kommissionsmitgliedern umfasst 229 Seiten. Und tatsächlich kann man nur staunen, worüber mit Sitzungsgeldern der Eidgenossenschaft schweizweit beraten und diskutiert wird.

Da gibt es eine Fachkommission Ethik, eine zur Denkmalpflege und eine dritte für die nukleare Sicherheit. Es tagen regelmässig eine Eidgenössische Kommission für Alkoholfragen, eine für Frauenfragen, für Impffragen und je eine für Sucht-, Konsumenten- und Familienfragen. Sechzehn Damen und Herren umfasst die Schweizerische Delegation in der gemischten Kommission Deutschland–Schweiz für grenzüberschreitende Strassenfragen. Schön geschlechtssparitätisch mit je zwei Frauen und Männern ist die Schlichtungskommission nach Gleichstellungsgesetz zusammengestellt.

Für Hans-Ulrich Bigler ist der Nutzen dieser Gremien für die politische Meinungsbildung schwer nachvollziehbar. Warum braucht es noch eine spezielle, vom Staat besoldete Eidgenössische Kommission für Frauenfragen? Im Land existieren verschiedenste Frauenorganisationen, die Mehrheit von ihnen hat sich zusätzlich unter der Dachorganisation Alliance F zusammengefunden. Damit bestehen – neben den Parteien – genügend Möglichkeiten, um sich bei Vernehmlassungen oder in der öffentlichen Debatte einzubringen.

Bigler geht noch weiter mit seiner Kritik und stellt die Frage, «ob über diesen Kanal nicht primär Eigeninteressen vorangetrieben werden». Ein schwerwiegender Vorwurf. Doch der FDP-Politiker nennt bewusst das Beispiel eines Falls, wo auch sein Verband als Mitglied mitwirken muss: die Rüstungskommission. Sie wird vom Verteidigungsdepartement (VBS) zusammengestellt und wirkt gemäss Auskunft «als beratendes Organ des Rüstungschefs in wesentlichen Rüstungsfragen» und «als Bindeglied zwischen Wirtschaft, Forschung, Wissenschaft und Armasuisse» (Bundesamt für Rüstung). Bigler erkennt in dieser Konstruktion fundamentale Interessenkonflikte: In der Kommission sassen mehrheitlich Vertreter der Rüstungs-



Scharwenzeln um den Fördertopf: Schweizer-Filmpreis-Verleihung 2018.

dustrie, die vor allem frühzeitig an Informationen über künftige Anschaffungen der Schweizer Armee kommen möchten. Was als «Bindeglied» zwischen Wirtschaft und Armasuisse dargestellt wird, entpuppt sich als profanes, mit öffentlichen Geldern subventioniertes Filzgebilde. Bigler verlangt vom Bundesrat, dass die Zahl der ausserparlamentarischen Kommissionen um einen Drittel reduziert wird.

Mitglieder fördern sich selber

Überall, wo Subventionen, Fördergelder, staatliche Millionen winken, lassen sich ähnlich strukturierte Gremien finden. Etwa bei der Landwirtschaft (Beratende Kommission für Landwirtschaft) oder im Kulturbereich. «Ohne Schweizer Filmförderung würde es keinen einzigen Schweizer Film geben», erklärt der Luzerner Filmproduzent Lukas Hobi gegenüber Radio SRF. Rund fünfzig Millionen Franken steuert das Bundesamt für Kultur (BAK) im Jahr bei. Die Regisseurin Sabine Boss ergänzt: «Filmförderung ist ein schwieriges Thema, weil viele Filmemacher um denselben Fördertopf scharwenzeln.»

Sabine Boss weiss, wovon sie spricht: Sie scharwenzelt nicht nur, man scharwenzelt auch um sie. Die Aargauerin ist Mitglied der Fachkommission Filmförderung und damit mitverantwortlich für die Evaluierung der Gesuche. Mit ihr sitzen 44 (!) Mitglieder in diesem Gremium: Drehbuchautoren, Kameraleute, Schauspieler, Produzenten, Regisseure, Filmverleiher

– wer immer sich etwas vom Millionenkuchen verspricht, ist vertreten. Reichlich naiv erscheint die Erklärung zur Zusammensetzung der Kommission durch das BAK: «Mit der hohen Zahl von Expertinnen und Experten, meist aktiven

Marktorientierte Kommissionen

Departementszuordnung, Entschädigungskategorien und Pauschalen (in Franken)

Zuständiges Departement	Ausserparlamentarische Kommission	Präsident/-in (100 %)
EDI	Oberaufsichtskommission Berufliche Vorsorge	250 000
EJPD	Eidgenössische Schiedskommission für die Verwertung von Urheberrechten und verwandten Schutzrechten	200 000
EJPD	Eidgenössische Spielbankenkommission	200 000
WBF	Wettbewerbskommission	280 000
UVEK	Eidgenössische Elektrizitätskommission	250 000
UVEK	Eidgenössische Kommunikationskommission	250 000
UVEK	Eidgenössische Postkommission	250 000
UVEK	Schiedskommission im Eisenbahnverkehr	250 000
UVEK	Schweizerische Unfalluntersuchungsstelle	225 000
UVEK	Unabhängige Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen	200 000

QUELLE: REGIERUNGS- UND VERWALTUNGSORGANISATIONSVORORDNUNG (RVOV)

Lukrative Ämter.

Filmschaffenden, sollen Interessenkonflikte vermieden und die Unabhängigkeit der Gremien sichergestellt werden.» In Wahrheit wurden die Interessenkonflikte maximiert.

Jährlich fliessen über 2,7 Milliarden in die Entwicklungshilfe. Entsprechend gross ist das politische Seilziehen um die Verteilung der Gelder. Wie bei der Filmförderung sitzen auch hier direkte Nutzniesser in der Beratenden Kommission für internationale Zusammenarbeit, etwa der Direktor des Internationalen Roten Kreuzes, die Geschäftsleiterin des Hilfswerks Swissaid und eine Vertreterin von Alliance Sud, einer Lobbyorganisation, die von sechs grossen Entwicklungsorganisationen (Swissaid, Helvetas, Caritas, Heks, Fastenopfer, Brot für alle) betrieben wird. Ein weiteres Kuriosum dieses Gremiums: Mit Rosmarie Quadranti (BDP), Tiana Angelina Moser (GLP), Carlo Sommaruga (SP) und Elisabeth Schneider-Schneiter (CVP) gehören auch vier Parlamentsmitglieder dieser «ausserparlamentarischen» Kommission an, von denen drei noch zusätzlich in der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats einsitzen.

Fürstlich entschädigt

Überhaupt scheint man es mit den Interessenkonflikten nicht so genau zu nehmen – oder man versorgt Parteispännli, wie das die abtretende Uvek-Vorsteherin Doris Leuthard mehrfach tat: Alt Ständerat Carlo Schmid aus Appenzell Innerrhoden steht der Eidgenössischen Elektrizitätskommission (Elcom) vor, der gewählte Zürcher Regierungsrat Hans Hollenstein der Eidgenössischen Postkommission (Postcom) und die 2012 gescheiterte Urner Regierungsratskandidatin Patrizia Daniöth Halter, Tochter von alt CVP-Ständerat Hans Daniöth, der Schiedskommission im Schienenverkehr (SKE). Geradezu prophetisch wies der *Weltwoche*-Autor Urs Paul Engeler 2015 in der *Handelszeitung* auf die Vermengung von Verantwortlichkeiten und Parteizugehörigkeit hin, wenn etwa Hans Hollenstein, Präsident der Postcom, für das erwünschte Umfeld der Post Sorge, wo wiederum sein Parteikollege Urs Schwaller als Verwaltungsratspräsident agiert. Das war gut zwei Jahre vor dem Postautoskandal um missbräuchlich eingesackte Subventionsgelder...

Während die Mehrzahl der ausserparlamentarischen Kommissionen Taggelder pro Sitzung ausrichteten, gibt es zehn Gremien, die als «marktorientiert» gelten und entsprechend fürstlich entschädigt werden (siehe Tabelle). Die Höhe des Arbeitsaufwandes und der Entlohnung wird erst auf Anfrage von den zuständigen Departementen bekanntgegeben: Carlo Schmid erhält für sein 60-Prozent-Pensum 150 000 Franken (plus 5200 Franken Spesen), Hans Hollenstein und Patrizia Daniöth-Halter erhalten für ihren 50-Prozent-Job jeweils 125 000 Franken. Das fröhliche Kommissionsleben lohnt sich. ○

Prominente

Der Schlüsselspieler sagt adieu

Bernard Thurnheer (69) hat sich still und leise vom Schweizer Fernsehen verabschiedet.

Eine Würdigung von Thomas Renggli

Wir Schweizer zeichnen uns durch Zurückhaltung und diplomatische Kompromissbereitschaft aus. Bis wir jemanden zum nationalen Kulturgut erheben, braucht es viel. Er muss entweder die Habsburger in die Flucht schlagen (Wilhelm Tell), die Tour de France gewinnen («Ferdynational») oder an Funk und Fernsehen den Nerv des Volkes treffen («Beninational»).

Am 23. Dezember 2018 zeigte das Schweizer Fernsehen im «Sportpanorama» die Zusammenfassung des Eishockeyspiels Lugano–Biel. Die Tessiner gewannen 6:5, der Beitrag dauerte 3 Minuten und 10 Sekunden. Dies wäre nicht weiter bemerkenswert, hätte nicht Bernard Thurnheer bei dieser Gelegenheit seine letzten Worte in ein Mikrofon am Leutschenbach gesprochen. Nach 45 Jahren im Schosse der SRG sagt der Winterthurer adieu.

Es war der letzte Akt eines Abschieds in Raten. 2009 hatte Thurnheer das letzte Fussball-Länderspiel der Schweiz kommentiert,

Als einer der ganz wenigen Sportreporter schaffte er den Schritt ins Unterhaltungsmetier.

zwei Jahre später verabschiedete er sich aus der Champions-League-Live-Berichterstattung. Seit Erreichen des AHV-Alters (2014) verrichtete er nur noch Aushilfsdienst. Trotzdem blieb Thurnheer immer in der Königsklasse. Noch heute besitzt er den Wortwitz und die Schlagfertigkeit, um selbst eine dreistündige Curling-Übertragung zum verbalen Spektakel zu machen, den Tauchgang eines Wasserballlets zum Feuerwerk zu befördern und bei einem 0:0 in der helvetischen Super League mehr als einen Volltreffer zu landen.

Bernard Thurnheer war in seiner Jugend ein ambitionierter Landhockeyspieler und ein passionierter Fussballstürmer. In die Sportgeschichte aber ging der promovierte Jurist als «Schnurri der Nation» ein. Es war ein Übernahme, der ihm nur bedingt gerecht wurde. Denn Thurnheer plauderte kaum einmal gedankenlos drauflos. Er war stets perfekt vorbereitet und über alle Hintergründe minutiös im Bild. Und er hatte auch für die eigene Karriere einen bestechenden Plan. Als er sich 1973 beim Vorgesprechen für einen Sportreporter-Job gegen 1600 Mitbewerber durchsetzte, war er der Einzige der Aspiranten, der sich für eine Stelle beim Radio (und nicht beim Fernsehen) be-

warb. Thurnheer realisierte sofort, dass ihm das Radio die perfekte Ausbildungsplattform lieferte – und seine Stunde am TV-Bildschirm ohnehin noch schlagen würde.

Thurnheer machte alles richtig. Als einer der ganz wenigen Sportreporter schaffte er den Schritt ins Unterhaltungsmetier. Mit der Quizsendung «Tell-Star» erreichte er zwischen 1980 und 1991 regelmässig 1,5 Millionen Zuschauer – an einem Montag. Zwischen 1992 und 2012 moderierte er mit «Benissimo» die letzte grosse Samstagabend-Kiste des Schweizer Fernsehens. Und auch für unmögliche Missionen war er der richtige Mann. Als Thurnheer 1988 den Eurovi-



Perfekte Wortbilder: Fernsehstar Thurnheer.

sion Song Contest moderierte, hiess es noch nicht «Switzerland: zero points». Die Kanadierin Céline Dion holte zum ersten Mal nach 32 Jahren den Titel in unser Land. Und Thurnheer kommentierte das Ereignis wie das entscheidende Tor in einem WM-Final: «Um einen Punkt! Die Schweiz gewinnt gegen Grossbritannien 137:136.» Die ganze Nation jubelte mit Thurnheer – so wie sie es 1994 beim ersten Schweizer Treffer an einer Fussball-WM nach 28 Jahren machte oder beim historischen Sieg der Eishockey-Nationalmannschaft an den Winterspielen 1988 gegen Finnland.

Bernard Thurnheer war eine der prägenden Figuren des Schweizer Fernsehens der vergangenen vierzig Jahre. Er war oft laut und manchmal euphorisch. Aber seine Pointen sassen meistens haargenau, seine Wortbilder passten perfekt.

Hätte die Schweizer Fussball-Nati so viel Gefühl für den Ball wie Thurnheer für das Wort – wir wären auch in dieser Sportart schon Weltmeister geworden.

«Werte zu leben, ist bonusrelevant»

Martin Hirzel, Konzernchef des führenden Autozulieferers Autoneum, über die Schweiz als Werkplatz, darüber, wie die Firma den Turnaround schaffte und was er von den Chinesen gelernt hat.

Von Beat Gygi und Florian Schwab

Autoneum ist ein diskreter Star unter den Autozulieferern. Früher war das Unternehmen ein Teil des Industriekonzerns Rieter, dann wurde es nach zahlreichen unrentablen Jahren 2011 in die Selbständigkeit entlassen und an die Börse geschickt. In der Freiheit entfaltete sich die Firma, wurde profitabel, ihr Slogan «Mastering sound and heat» klingt fast nach einer Pop-Gruppe. CEO Martin Hirzel, seit der Verselbständigung Konzernchef, schildert im Gespräch am Sitz in Winterthur, wie man das Geschäft in Schwung brachte. Gerade jüngst gab es allerdings einen Dämpfer. Mitte Dezember musste Autoneum die dritte Gewinnwarnung im Jahr 2018 bekanntgeben, weil Probleme im Nordamerika-Geschäft die Rechnung stärker belasten als vorher erwartet; der Autoneum-Aktienkurs sackte um gut ein Viertel ab, der Nordamerika-Chef wurde entlassen. Hirzels Equipe sucht nun die Schwäche zu beheben und neues Vertrauen aufzubauen.

Herr Hirzel, drei Mal haben Sie 2018 Ihre Ertragsprognosen für das Geschäftsjahr nach unten revidiert, was bei Anlegern nicht gut ankam. Wann ist der richtige Zeitpunkt, Informationen über Problemsituationen zu veröffentlichen?

Wir haben den Anspruch, transparent zu kommunizieren – und das nicht nur bei positiven Entwicklungen. Als börsenkotiertes Unternehmen sind wir darüber hinaus verpflichtet, aktienkursrelevante Informationen bei Vorlage zu veröffentlichen, daher ist der Handlungsspielraum begrenzt.

Dann wurde also immer die aktuelle Lageveränderung kommuniziert?

Ja.

Was ist in Nordamerika anders gelaufen als anderswo?

In den USA haben wir in neuen Werken erstmals neue Technologien für neue Kunden produziert. Die damit verbundenen Herausforderungen haben unsere amerikanischen Kollegen unterschätzt. Hinzu kommt der derzeit rückläufige nordamerikanische Automobilmarkt. Dort wurden 2018 weniger Fahrzeuge produziert als im Vorjahr, was zu reduzierten Lieferabrufen seitens unserer Kunden geführt hat.

Seit Autoneum 2011 von Rieter abgespalten wurde, sind Sie Konzernchef. Was waren in dieser Zeit die dringendsten Dinge?

Die ersten zwei Jahre nach unserer Verselbständigung waren sicher die grösste Her-

ausforderung. Als neues, unabhängiges Unternehmen mussten wir eine Marke kreieren, eine Strategie und eine Unternehmenskultur definieren und gleichzeitig profitabel werden. Als Division Automotive von Rieter hatten wir vorher kaum Geld verdient.

Waren Sie wirtschaftlich am Anschlag?

All das gleichzeitig, und ausgehend von einer finanziell schwachen Basis, zu stemmen, war sehr anspruchsvoll. Als börsenkotiertes Unternehmen haben wir den Anspruch, Wert für unsere Aktionäre zu schaffen. Die Frage lautete deshalb: Wie werden wir ein langfristig erfolgreiches Unternehmen? In den ersten Jahren galten wir als Übernahmekandidat.

Was taten Sie?

Wir haben uns die Frage gestellt, was erfolgreiche Firmen machen. Das führte zu einem umfangreichen Kriterienkatalog.

Zu einem Wunschkatalog?

Sicher, aber in einer Turnaround-Situation kann man nicht alles gleichzeitig machen. Also haben wir uns auf vier Prinzipien ge-

«Die ersten zwei Jahre nach unserer Verselbständigung waren sicher die grösste Herausforderung.»

einigt. Das erste war eine gut zu kommunizierende Strategie. Also eine, welche die Leute verstehen, die wir immer wieder als unseren Erfolgsplan kommunizieren konnten und an der wir alle unsere Projekte gemessen haben.

Also Formulierungen, die gut ankommen?

Es ging nicht um gescheite Worte, sondern um eine möglichst breite und nachvollziehbare Strategiekommunikation, in die wir sehr viel Zeit investiert haben. Das zweite Prinzip war, eine Organisation zu entwickeln, die die Zusammenarbeit vereinfacht. Autoneum hatte damals schon über 9000 Mitarbeiter, heute sind es 13 000 in 25 Ländern. Das birgt die Gefahr von Bürokratie und Kontrollproblemen und erfordert konzernweite Standards.

Birgt das nicht die Gefahr der Gleichmacherei?

Standardisierung alleine reicht natürlich nicht. Grundvoraussetzung für den Erfolg sind erstklassige operative Leistungen in jedem Werk. Mit 56 Fabriken weltweit sind wir ein Unternehmen, das sein Geld in der Fertigung verdient. Als Automobilzulieferer müssen wir jedes Jahr Kosten einsparen. Deshalb sind kontinuierliche Verbesserun-

gen in allen Bereichen für uns so wichtig. Das erreichen wir durch den regelmässigen Austausch zwischen Kollegen rund um den Globus, Reisen ist nötig. Was sie bei einem solchen Austausch lernen, zahlt sich aus.

Was war das vierte Prinzip?

Einer Unternehmenskultur mit klar definierten Werten zu folgen. Mit unserer «high performance culture» fordern und fördern wir unsere Mitarbeiter. Wir waren und sind überzeugt, dass wir nur im Zusammenspiel von Unternehmenskultur und -strategie erfolgreich sein können.

Bei Rieter wäre das nicht möglich gewesen?

Es ist hypothetisch, nach dem «Was wäre, wenn . . .?» zu fragen. Unsere Unternehmenskultur ist anders als die eines Maschinenbauers. Nicht unbedingt besser, einfach anders. Wenn Sie als Zulieferer mit knappen Margen arbeiten, global aufgestellt sind, immer wieder mit Innovationen und Kostensenkungen aufwarten müssen, dann müssen Sie eine andere Unternehmenskultur leben, als wenn Sie Textilmaschinen in einem Konzern mit zweihundertjähriger Tradition entwickeln und bauen.

Das spricht gegen Konglomerate und für fokussierte, eigenständige Unternehmen.

Das stimmt so für Autoneum. Als fokussiertes Unternehmen ist es für uns einfacher, eine Unternehmenskultur zu leben, die unserem Geschäft entspricht. In einem derart dynamischen und kostenintensiven Geschäft wie der Automobilzulieferung ist Fokussierung ein entscheidender Erfolgsfaktor.

Haben Sie nach der Verselbständigung mit dem angestammten Management weitergemacht?

In den ersten Jahren war das Managementteam praktisch unverändert, aber zwischenzeitlich gab es natürlich schon einige Wechsel – wir sind ja Teil einer dynamischen Industrie.

Mit wem besprechen Sie schwierige Fragen?

Primär mit meinem Managementteam, aber auch regelmässig mit dem Verwaltungsratspräsidenten.

Es gibt ja die Idee, dass ein CEO auch immer einen guten Freund braucht, mit dem er die Dinge besprechen kann. Hat das etwas?

Im Geschäftsleben ist mir eine harmonische und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit meinem Management äusserst wichtig. Man muss nicht befreundet sein, aber sich mögen und eine emotionale Verbindung



«... sonst gehen die Leute nicht die Extrameile»: Autoneum-Chef Hirzel.

haben. Sonst gehen die Leute nicht die Extrameile. Aber einen externen Berater oder einen Freund, der mich coacht, habe ich nicht. Konkrete Fragestellungen will ich intern lösen und nicht im Freundeskreis.

Nach welchen Kriterien messen Sie den Erfolg Ihrer Führungstätigkeit?

Primär an den finanziellen Kennzahlen. Aber natürlich sind auch Produktionskennzahlen wie Effizienz, Produktivität und Auslastung sowie die Mitarbeiter- und Kundenzufriedenheit wichtig. Eine Besonderheit ist sicherlich, dass wir auch messen, ob die Unternehmenskultur gelebt wird. Das ist Teil der jährlichen Leistungsbeurteilung. Jeder Vorgesetzte muss seine Mitarbeiter danach bewerten, ob sie die zugrundeliegenden Werte leben. Das ist sogar bonusrelevant. Wenn Sie beispielsweise ein klar definiertes und messbares finanzielles Ziel verpassen, können Sie das so kompensieren.

Wie misst man das konkret?

Wir haben sechs definierte Werte, anhand derer der Vorgesetzte die Mitarbeiter einordnet: ständige Verbesserung, Innovation, Verantwortung, globaler Spirit, Leidenschaft, Einfachheit.

Wie bewertet man denn «Leidenschaft»?

Die konkrete Messung eines Wertes steht für mich gar nicht unbedingt im Vordergrund. Wenn jeder Vorgesetzte einmal im Jahr diese Werte durchdeklinieren und seine Mitarbeiter danach bewerten muss, dann haben wir als Unternehmen schon gewonnen, denn so setzt er sich ernsthaft damit auseinander. Wichtig ist: Die Unternehmenskultur ist bei Autoneum kein weicher, sondern ein harter Faktor. Das kommt klar rüber, wenn es bonusrelevant ist.

Hat Autoneum Marktanteile gewonnen, seit die Firma selbständig ist?

Auf jeden Fall. Wir beliefern heute praktisch alle Automobilhersteller weltweit. In den USA fahren heute acht der zehn meistverkauften Autos mit Autoneum-Komponenten. Und in Asien haben wir den Umsatz seit dem Börsengang mehr als verdoppelt. Weltweit führend ist Autoneum heute bei textilen Unterböden.

Wie versuchen Sie an der Spitze zu bleiben?

Als Autozulieferer müssen Sie drei Dinge beherrschen, um zu überleben. Das erste ist Innovation. Wenn Sie den Kunden, also den Automobilhersteller, nicht bei jedem Modellwechsel mit einem Produkt, das Neuheitscharakter hat, begeistern können, bleiben Sie nicht langfristig auf seiner Zulieferliste. Zweitens müssen Sie global aufgestellt sein, weil der Kunde erwartet, dass Sie in der Nähe seiner Werke produzieren. Drittens müssen Sie niedrige Kosten haben. Innovation heisst auch, etwas Neues oder die gleiche Leistung zu tieferen Kosten zu bieten.

Verkaufen Sie Autoneum auch über die Faktoren Umweltschutz und Corporate Social Responsibility?

Wir haben tatsächlich als einen der vier strategischen Bereiche, auf die wir uns bis 2025 fokussieren wollen, «Advance Sustainability» definiert. Wir sind überzeugt, dass die Welt in Zukunft nachhaltiger sein muss und sein wird als heute. Das hilft uns auch am Arbeitsmarkt. Bewerber interessieren sich zunehmend dafür, ob sich ein Unternehmen für den Umweltschutz einsetzt und nachhaltig mit Ressourcen umgeht.

Das spürt man am Arbeitsmarkt?

Absolut! Bei meinem Berufseinstieg – das gebe ich zu – ging es mir darum, eine Firma zu finden, die möglichst global aufgestellt ist und dadurch Reisemöglichkeiten und einen guten Lohn bietet. Heute hingegen ist Nachhaltigkeit ein Gesprächsthema bei Absolventenkongressen. Damit kann man sich als Arbeitgeber positionieren. Auch beim Kunden dient Nachhaltigkeit zur Differenzierung.

Ihre direkten Abnehmer, die Autohersteller, interessiert das?

Sehr sogar. Das Schlimmste für einen Autobauer ist ein Imageschaden, der zum Beispiel entsteht, wenn ein Zulieferer verbotene oder gesundheitsschädliche Stoffe verwendet oder Kinderarbeit duldet. Da sind die Autobauer zu Recht sehr sensibel. Es geht also nicht nur um Goodwill. Wir müssen als Unternehmen Verantwortung übernehmen, um im Geschäft zu bleiben.

Sind chinesische Kunden vielleicht weniger streng?

Das Gegenteil ist der Fall: China hat mittlerweile extrem strenge Auflagen in Sachen Umweltschutz.

Welche Ländergesellschaften arbeiten bei Ihnen am besten?

Wenn Sie 56 Fabriken betreiben, ist nicht die Frage, welches die beste und welches eine kritische ist, sondern, welches die nächste ist, um die man sich kümmern muss. Der hohe Takt in unserer Produktion ist sehr fordernd, und Probleme sind nicht länderspezifisch.

Waren die jüngsten Nordamerika-Probleme denn nicht länderspezifisch?

Sie waren vor allem führungsbedingt und wurden durch das Marktumfeld zusätzlich verschärft.

Sie haben ein Schweizer Werk, die Schweiz hat aber keine Autohersteller. Was ist der Sinn?

In unserem Werk in Sevelen, Kanton St. Gallen, produzieren wir vor allem für Hersteller in Deutschland. Das Schweizer Werk ist sehr leistungsfähig und profitabel und hat eine sehr engagierte Belegschaft. Es gibt keinen Grund, das Werk in Frage zu stellen.

Spielt Swissness für Autoneum eine Rolle?

Kaum. Swissness ist für unsere Produkte nicht bedeutend. Wir stammen aus einem Land, das keine Autoindustrie hat, wogegen

etliche unserer Wettbewerber traditionell enger mit bestimmten Herstellern verbunden sind und deshalb bei anderen manchmal einen weniger leichten Zugang haben. Beim Kunden kann unsere Schweizer Neutralität daher von Vorteil sein.

Was bedeutet die Verlagerung vom Verbrennungsmotor zum Elektroauto für Ihr Geschäft?

Elektroautos bieten uns ein ähnliches Absatzpotenzial wie Fahrzeuge mit Verbrennungsmotor. Die bestverkauften Elektrofahrzeuge sind mit unseren Komponenten ausgestattet. Elektrofahrzeuge benötigen übrigens genau wie herkömmliche Autos eine Lärmbehandlung: Beispielsweise stehen durch den Wegfall des Antriebslärms Wind- oder Abrollgeräusche stärker im Fokus. Plötzlich machen sich auch neue Lärmquellen bemerkbar, etwa eine Klappe oder ein Ventil, die vorher vom Verbrennungsmotor übertönt wurden. Und dann geht es darum, die Wärme in der Fahrerkabine so zu speichern, dass die Heizung über die Batterie möglichst wenig beansprucht wird, denn das kostet Reichweite.

Sie waren rund sieben Jahre in China, damals für Rieter. Was wollen die Chinesen von uns?

Es stellen sich eher die Fragen: Was wollen wir von China? Wie profitieren wir von diesem Wiederaufstieg? China bietet uns auch dank des Freihandelsabkommens grosses wirtschaftliches Potenzial: Schweizer Produkte und Innovationen sind gefragt, wir exportieren mehr denn je nach China, wir können vor Ort investieren, und wir hatten noch nie so viele chinesische Touristen in der Schweiz. Wir sollten das Geschäft mit China pragmatisch betreiben.

Was haben Sie persönlich von den Chinesen gelernt?

Geschäftssinn, Pragmatismus, Verhandlungstechniken. Aber auch, dass persönliche Beziehungen und Vertrauen oft wichtiger sind als vertragliche Regelungen.

Wie sehen Sie die Schweiz, was hat sich am meisten verändert aus Ihrer Sicht?

Im Rückblick ist mein Eindruck, dass vor zehn Jahren die wirtschaftsfeindlichen Initiativen eher von linker Seite kamen. In letzter Zeit erlebe ich, dass man jetzt auch von rechter Seite beginnt, wichtige Faktoren der wirtschaftlichen Standortattraktivität anzugreifen. Ich denke vor allem an die bilateralen Verträge, auf die man früher stolz war, weil sie einen fast ungehinderten Zugang zum grossen europäischen Binnenmarkt ermöglichen. Nun wird das in Frage gestellt.

Möchten Sie sich in der Politik engagieren?

Ich bin politisch interessiert und engagiere mich im Vorstandsausschuss unseres Branchenverbandes Swissmem für den Werkplatz Schweiz, aber meine Arbeitsbelastung, kombiniert mit hoher Auslandsreisetaätigkeit, lässt ein politisches Mandat nicht zu.



Die Super-Senioren kommen

Hyperagil, muskelgestählt, an Start-up-Unternehmen beteiligt, Elektrofahrzeug fahrend. Heute ist nicht mehr die Frage, wer Yoga praktiziert, sondern wer es noch nicht tut.

Von Peter Marti

Schon vor einigen Jahren begann er zu meditieren. Er macht Weltreisen und verbringt die Weekends auf Ibiza, Mykonos oder in Saint-Tropez. Dort ernährt er sich mit vegetarischer Kost, die er mit Champagner und Roséweinen verdünnt. Er ist topfit und immer in Bewegung. Er hat nie Zeit und eine immer volle Agenda. Versuchen Sie einmal, mit einem Super-Senioren einen Termin zu vereinbaren. Es dürfte schwierig werden.

Was ist mit diesen Super-Senioren eigentlich los? Ist es Provokation oder Rebellion? Ist es die Sehnsucht nach der Jugend, ein Pseudo-Jugendwahn, der zu diesem Verhalten führt? Neurowissenschaftler und Psychologen haben keine Antwort dafür. Sie sprechen am ehesten noch vom Aufkommen eines gesteigerten Narzissmus in dieser Altersklasse.

«New Gen»-Strategien in Unternehmen

Banken und Versicherungen haben sich dieser Altersgruppe schon immer dankbar angenommen. Sie organisieren Events und laden die Super-Senioren zu ihren Finanz- und Analytenseminaren und Präsentationen ein. Neu und besonders beliebt sind natürlich *pro-ams* im Golfsport. Einmal mit einem Golfprofi der grossen Tour im Team zu spielen, ist der ultimative Traum der Super-Senioren. Beliebt und hoch im Kurs bei den Banken sind Einladungen an Formel-E-Rennen (keinesfalls Formel 1!). Ganze Heerscharen von Mitarbeitenden bei der Credit Suisse oder der UBS werkeln an dieser neuen Zielgruppe herum. Dort heissen entsprechende Bemühungen nicht mehr «Senioren-Strategie», sondern «New Gen»-Strategie. Die neue alte Generation ist also im Visier der Banken. Und wer der Ansicht ist, es handle sich bei der «New Gen» um zwanzigjährige Erbkinder, irrt. Für Banken und Versicherungen beginnt die neue Generation mit 45 und endet mit 75 Jahren. Denn in dieser Zeitachse stehen Erbe und Pensionskassengelder auf der Habenseite.

Die Lebenserwartung der Schweizerinnen und Schweizer ist eine der höchsten der Welt. Bei Männern lag diese im Jahr 2017 bei 81 Jahren und bei Frauen sogar bei 85 Jahren. Verantwortlich dafür sind neben dem medizinischen Standard auch der Wohlstand und das gesündere Leben. Oder das Bewusstsein, gesünder zu leben. Prognosen des St. Galler World Demo-

graphic and Ageing Forum (WDA) gehen davon aus, dass sich in den kommenden 25 Jahren die Lebenserwartung um weitere drei bis vier Jahre verlängern wird. Oder anders gesagt: Mit 65 beginnt die Party, denn man freut sich auf zwanzig und mehr Jahre Lebenserwartung. Das Bundesamt für Statistik (BFS) erwartet ein Wachstum des Anteils der über 65-Jährigen an der Bevölkerung von 2020 bis 2045 von 85 Prozent, während dasjenige der 20- bis 64-Jährigen im gleichen Zeitraum lediglich um 9 Prozent steigt. Laut solchen Szenarien dürften



Provokation oder Rebellion?

2045 in der Schweiz total 2,7 Millionen Menschen leben, die 65 Jahre und älter sind. Ende 2014 waren es noch 1,5 Millionen.

Viele der «jungen Alten» verfügen über einige finanzielle Möglichkeiten. Der Seniorenmarkt wächst. Er bietet Chancen für Unternehmen aus Gesundheit, Finanzen, Tourismus und Ernährung. So entdeckt man die Super-Senioren neuerdings in vegetarischen, indischen oder veganen Restaurants. An den Tram- und Busstationen sieht man zunehmend Super-Senioren im Leggings-Outfit und mit Yoga-Matten unter dem Arm. In Zürich geht Ende August die «Live Life»-Messe über die

Bühne. Dabei handelt es sich um die erste professionelle Lifestyle-Gesundheitsplattform der Schweiz. Keynote-Speaker werden sich im Rahmen der Messe zu Body, Mind und Ernährung äussern. Verkäufer von Smoothies und Yoga-Matten sind unter den Ausstellern zu finden. Wetten, dass ein wichtiger Anteil der Besucher Super-Senioren sind?

Pornos aus Yoga-Studios

Steve Jobs soll sich vor jedem Auftritt in eine Asana-Haltung vertieft haben. Roger Federer und die meisten Spitzentennis- und golfspieler praktizieren Meditation und Yoga. Die Super-Senioren-Yogis haben Zeit, sich unterschiedlichste Youtube-Kanäle und Apps anzuschauen, auf denen die neuesten Yoga-Erkenntnisse und Nahrungsinnovationen publiziert werden. Die Modelfotografen lassen ihre Models in Yoga-Positionen auftreten. Besonders bei Senioren beliebt sind in den USA anscheinend Pornos aus Yoga-Studios. Die jungen Alten sind ganz schön wild geworden.

Die Zahl der über Achtzigjährigen nimmt jährlich um über 19 000 Personen zu (Quelle: Avenir Suisse). Alleine für die Alterspflege benötigt die Schweiz 12 000 bis 14 000 zusätzliche Pflegefachpersonen. In der Folge verdoppelt sich in diesem Bereich der Anteil der Krankenkassenprämien. Doch wer soll das bezahlen? Das interessiert die Super-Senioren nicht. Lieber rechnen sie jedem vor, wie viel Zeit noch zum Leben übrig bleibt, wenn sie pensioniert sind. Umgerechnet auf einen Zweimeter-Massstab, bleiben einem 65-Jährigen durchschnittlich noch ziemlich genau 44 Zentimeter zu leben.

Also stellt sich jeder die Frage: Wie nutze ich meine Zeit? Oder wie vermeide ich, meine Zeit zu verschwenden? Psychologen sprechen von Downshifting. Die Folge davon ist die optimale Nutzung der verbleibenden Zeit. Yoga, Meditation, ein Halbmarathon nach der Golfrunde... Bitte beginnen Sie diesen Essay wieder von vorne zu lesen. Sie verschwenden damit keine Zeit!

Peter Marti ist Werbeunternehmer und Mitinhaber der Marti Communications AG in Zürich.

Ragettlis Millionenhüpfer

Wie der Bündner Freeskier Andri Ragettli mit einem Video die globale Sportszene aufmischte und wie seine Familie aus einem schweren Schicksalsschlag Kraft schöpfte.

Von Thomas Renggli

Flims Waldhaus. Die Strassen tragen romani-sche Namen. Leuchtende Kugeln verbreiten vorweihnachtliche Farbenpracht. Hoch oben am Crap Sogn Gion verrichten Pistenfahrzeuge mit Scheinwerfern und blinkenden Lichtern ihre Abendschicht. Wer Andri Ragettli treffen will, muss sich bis zum Eindunkeln gedulden. Denn der Tag ist mit Trainings verplant, im Snowpark, im Fitnesszentrum, in der Turnhalle: «Wer gewinnen will, muss mehr investieren als die anderen. Ich mache immer 10 Prozent mehr.»

Andri Ragettli ist bestens gelaunt. Er lacht das Lachen eines unbekümmerten Jugendlichen, begrüsst seinen Bruder Gian und öffnet die Türen zu seinem Elternhaus. Der zwanzigjährige Bündner verdient das Geld als Freeskier. Slopestyle und Big Air heissen seine Spezialdisziplinen, bei denen er den Kampf gegen die Schwerkraft zur Kunstform befördert.

Vor anderthalb Jahren gelang ihm als erstem Sportler in einem Wettkampf ein sogenannter Quad Cork 1800; das sind vier Rückwärtssalti mit fünf Drehungen um die eigene Achse. Dem Beobachter wird allein beim Zuschauen sturm im Kopf. Wie der Athlet dabei die Übersicht behält, kann Ragettli nicht genau erklären: «Man muss den Dreifachsalto quasi im Schlaf beherrschen – und dann noch einen drauflegen.» Die Resultate geben dieser Strategie recht: Ragettli gewann 2016 und 2018 die Weltcup-Wertung im Slopestyle. Im vergangenen Winter landete er in jedem Weltcup-Wettkampf auf dem Podest.

Körperbeherrschung im Trockentraining

Zur branchenübergreifenden Bekanntheit verhalfen ihm aber nicht die Erfolgsmeldungen im Wettkampf und die Kapriolen im Schnee. Der Meister des Gleichgewichts und der Koordination demonstriert seine grandiose Körperbeherrschung im Trockentraining: Ragettli balanciert auf einer Rolle wie ein Zirkusartist, springt aus dem Stand auf einen Stufenbarren, hüpft über eine Slackline, katapultiert sich auf einen Schwedenkasten, schlägt auf einem Trampolin einen Vorwärtssalto mit Schraube – alles nacheinander, alles im Fokus einer Kamera. Ragettli macht aus eher anti-

quierten Turnhallengeräten Objekte des Lifestyles. Und die ganze Welt schaut zu. Auf Youtube haben sich schon weit über 100 Millionen eingeklickt. Die internationalen Medien folgen dem digitalen Fluss. Der deutsche Privatsender RTL, sonst nicht eben bekannt für seine Wintersportkompetenz, strahlt das Video zur Primetime aus. Das englische Boulevard-Blatt *Daily Mirror* schrieb: «Merkt euch diesen Namen: Andri Ragettli. Unglaublich.» BBC bat ihn um ein Live-Interview. Und die Produzenten der deutschen Staffel von «Ninja Warrior» wollten den Schweizer schon mehrmals in ihrer Show.

Die grösste Reverenz kam aber von einem der bekanntesten und erfolgreichsten Sportler



«Schon recht krass»: Ragettli an den Olympischen Spielen 2018.

überhaupt: vom Tennis-Weltranglisten-Ersten Novak Djokovic. Als der Serbe die Youtube-Filme Ragettlis sah, bat er den Schweizer via Instagram um Tipps für das Gleichgewichtstraining. Ragettli erzählt diese Geschichte mit einem ungläubigen Blick in den Augen. Denn Djokovic liess den Worten Taten folgen und stellte selber einen ähnlichen Film ins Netz – ähnlich. Was beim jugendlichen Freestyler leicht und verspielt aussieht, wirkt beim Tennis-Primus steif und antrainiert. Der 188 Zentimeter lange Djokovic erinnert auf dem Parcours an einen WK-Soldaten in Militärstiefeln bei der ersten Aerobic-Stunde.

Andri sitzt am Esstisch, nimmt einen Schluck Wasser und lacht: «Es ist schon recht krass, was ich mit meinen Filmen ausgelöst ha-

be.» Auf Instagram hat der Bündner mittlerweile 172 000 Follower, seine Facebook-Seite generierte über 57 000 Likes. Weil er bei den Filmaufnahmen ein Real-Madrid-Trikot mit der Aufschrift von Ronaldo trug, ist er auch bei den spanischen Kids ein Begriff: «Real hat meinen Clip geteilt. Das führt zu einem Schneeballeffekt», erzählt er.

Ragettli kennt den Wert der digitalen Selbstvermarktung genau. Im Alter von acht Jahren veröffentlichte er die ersten Videos seiner sportlichen Taten auf Youtube. Vor den Olympischen Spielen in Pyeongchang inszenierte er sich in einem achteiligen Video-Blog auf Englisch. Seine Maturarbeit an der Sporthochschule Engelberg schrieb er zum Thema soziale Medien mit dem Titel «Der perfekte Post». Trotzdem sagt er:

«Im Vordergrund steht immer der Wettkampf. Der Lifestyle ist sozusagen ein Nebenprodukt.» Seine Schwester Christina, 26, sagt über ihren jüngeren Bruder: «Andri ist ein Freestyler mit dem Charakter eines Alpinfahrers. Er ist sehr ehrgeizig und extrem diszipliniert.» Seit er gelesen hat, dass Cristiano Ronaldo pro 24 Stunden fünfmal 90 Minuten schläft, löscht Ragettli abends das Licht früher. Seit er sich im Sommer 2016 beim Skateboarden das Schlüsselbein gebrochen hat, dosiert er das Alternativtraining auf Rollen. Und Süssgetränken hat er abgeschworen. «Wenn du vorne dabei sein willst, musst du auf jedes Detail achten», sagt er.

Bei dieser Detailpflege ist er nicht allein. Andri Ragettli – das ist auch ein perfekt funktionierendes Familienunternehmen. Mutter Beatrice, 54, kümmert sich ums Administrative, erfasst die Preisgelder und sortiert die Steuerunterlagen. Bruder Gian, 23, ist der Social-Media-Manager. Er beobachtet die Entwicklungen in der Szene, gibt Inputs und organisiert die Dreharbeiten. Schwester Christina, die im Alltag bei den Laax-Bergbahnen für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig ist, koordiniert und überwacht die Medientermine.

Sie tut es mit viel Charme und Lockerheit. Bei der Frage nach der Rolle des Vaters wird ihre Stimme aber leise: «Er ist schon vor langer Zeit gestorben.» Gion-Martin Ragettli war ein begnadeter Skifahrer und bekannt für seine



«Immer 10 Prozent mehr»: Schneesportler Ragettli.

Sprünge in der Halfpipe und über Hütten-dächer im ganzen Skigebiet. Weil er aber mit 25 Jahren den familieneigenen Betrieb, die Ragettli Metallbau AG, übernahm, blieb der Sport für ihn Nebensache. Und das Schicksal schlug zehn Jahre später mit ganzer Härte zu. Im Alter von 35 Jahren wurde Gion-Martin Ragettli 1999 bei einem Arbeitsunfall aus dem

«Im Vordergrund steht immer der Wettkampf. Der Lifestyle ist sozusagen ein Nebenprodukt.»

Leben gerissen. Christina erzählt: «Andri war ein Jahr alt und machte tags zuvor die ersten Schritte. Er hatte nie die Chance, seinen Vater richtig kennenzulernen.» Und trotzdem ist Gion-Martin Ragettli noch immer irgendwie präsent: «Sein Tod hat uns extrem zusammengeschweisst. Als meine Mutter plötzlich alleine mit uns dreien war, mussten wir füreinander da sein», sagt Christina. Auch ihr jüngerer Bruder erinnert sie immer an den Vater: «Andri hat Talent und Aussehen definitiv von ihm geerbt.»

Dieses Talent brachte ihn weit. Seine Mutter, Beatrice Ragettli, denkt zwar, dass Andri auch als Alpinfahrer den Durchbruch hätte schaffen können: «Bis er acht Jahre alt war, fuhr er konventionelle Skirennen und deklassierte dabei seine Gegner regelmässig, aber dann blieb er im Snowpark hängen.» Es sei ihr anfänglich schwergefallen, diesen Entscheid zu akzeptieren, sagt sie. Doch rückblickend habe Andri alles richtig gemacht.

«Eine grosse Enttäuschung»

Die Geschwindigkeit, mit der ihr Sohn seine Karriere vorantrieb, bestätigt die mütterlichen Worte: Im Sommer 2013 debütierte Ragettli im Weltcup, in derselben Saison flog er erstmals aufs Podest. Ein Jahr später feierte er seinen ersten Sieg: «Ich habe auch viel Glück gehabt», sagt er; wohlwissend, dass es mit Glück allein in dieser komplexen Sportart nichts zu gewinnen gibt. Seit seinem Schulabschluss im Sommer lebt er erstmals ganz als Sportler – und vom Sport. Für einen Ferrari – wie beim zurückgetretenen Kollegen Elias Ambühl – reicht es zwar noch nicht, aber irgendwann könne er sich hoffentlich einen Tesla leisten,

sagt Ragettli. Dass es im Sportlerleben aber nicht nur die Überholspur gibt, erlebte Ragettli im vergangenen Februar an den Winterspielen in Pyeongchang. Mit klar formulierten Medaillenambitionen gestartet, musste er sich mit dem siebten Platz begnügen: «Bei Olympia zählen nur die Podestplätze. Von einem Diplom kann man sich nichts kaufen. Pyeongchang war eine grosse Enttäuschung», blickt er nüchtern zurück. Es ist aber gut möglich, dass der olympische Dämpfer eine wichtige Lektion auf dem Weg nach ganz oben war. Denn im Schein der fünf Ringe sah sich der Freestyler plötzlich mit einer ganz neuen Erwartungshaltung konfrontiert: «Das Interesse der Medien und der Öffentlichkeit nahm ein Ausmass an, das mich vom Sport ablenkte. So musste ich irgendwann eine Grenze ziehen.» Den Optimismus hat Ragettli aber keineswegs verloren: «Roger Federer ist mein Vorbild, und er hat sein erstes Grand-Slam-Turnier erst mit knapp 22 Jahren gewonnen.» Und spätestens vor den Winterspielen 2022 in Peking kann Andri Ragettli Federers härtesten Konkurrenten zur Verantwortung ziehen: Novak Djokovic schuldet ihm noch mindestens einen Tipp. ○



Vermeintliche Schwäche als grösste Stärke: Brasiliens neuer Präsident Bolsonaro mit Gattin Michelle.

Zeitenwende in Brasilien

Mit dem Jahreswechsel übernimmt die Regierung von Jair Bolsonaro in Brasilien die Macht. Glaubt man den Mainstream-Medien, steht eine Tyrannei bevor. Doch mittlerweile setzen 75 Prozent der Brasilianer grosse Hoffnungen auf den Ex-Militär. Dafür gibt es gute Gründe. *Von Flavio Morgenstern*

Wer die Wahlen in Brasilien über die Mainstream-Medien verfolgt hat, dürfte eine düstere, wenn nicht apokalyptische Vorstellung von der Zukunft des Landes haben. Brasilien steht neuerdings nicht mehr für Fussball und Karneval, Caipirinha und Samba. Glaubt man den Berichten, haben sich 55,13 Prozent der Brasilianer für eine brutale Diktatur entschieden, als sie Jair Bolsonaro zu ihrem Präsidenten wählten – ein Regime, das möglicherweise die Sklaverei neu aufleben lässt, Schwule auf öffentlichen Plätzen auspeitscht und, wer weiss, den Frauen das Autofahren verbietet. Das ist doch erstaunlich, wenn man bedenkt, dass Frauen, Farbige und Homosexuelle zusammen die überwiegende Mehrheit der brasilianischen

Wähler stellen. Sind sie etwa alle zu dumm, um zu erkennen, was für sie schlecht ist?

Noch schockierender für einen Europäer oder Amerikaner mag sein, dass auch einer, der sein Brot mit geistiger Arbeit verdient, deutsche Literatur studiert, ein populäres Radioprogramm und einen erfolgreichen Blog betreibt, Bolsonaro gewählt hat. Ja, ich gestehe: Ich habe es getan, und, *quel horreur*, nicht faute de mieux, sondern mit Überzeugung. Auf meinem Medienportal *Senso Incomum* habe ich bereits vor zwei Jahren, als Bolsonaro gerade mal 6 Prozent der Sympathien auf sich vereinigen konnte, auf ihn gesetzt.

Verfüge ich über prophetische Fähigkeiten? Nein. Es brauchte bloss etwas gesunden Men-

schenverstand. Meine Technik war einfach: Ich habe einfach ignoriert, was in den etablierten Medien kommentiert wurde. Es war wie zwei Jahre zuvor in den USA bei der Wahl des «orangefarbenen Monsters» Donald Trump. Auch wenn Bolsonaro nicht Trump ist und Brasilien nicht die USA.

Bilanz moralischer Verwahrlosung

Diese Wahl war nicht einfach eine zufällige Panne. Was in den jeweils grössten Ländern und mächtigsten Volkswirtschaften der nördlichen und südlichen Hemisphäre geschehen ist, ist eine Zeitenwende, deren Folgen wir erst erahnen können. Dazu muss man wissen: Brasilien hat eine sehr starke linke Tradition.

Marxismus – ja, richtig, Marxismus, nicht soziale Marktwirtschaft – wird hier in Schulen und Hochschulen nach wie vor als ultramoderne und ultimative Wahrheit gelehrt. Der paternalistische Staat, der seine Bürger zu neuen Menschen formt, ist Teil der Lehre. Die politische Landschaft ist etwas gemässigter, hier gibt es neben den Kommunisten immerhin noch Sozialdemokraten. Eine konservativ-liberale Bewegung jedoch existierte bislang nicht in Brasilien, auch nicht während der Militärdiktatur, welche die Macht 1985 nach 21 Jahren abtreten musste.

In Brasilien herrscht ein breiter Konsens darüber, dass die konstitutionelle Demokratie der richtige Weg ist. Lateinamerika gilt zwar generell als Pulverfass, über dem stets das Damoklesschwert der Caudillos hängt. Für einige Länder mag das zutreffen. Aber Brasilien hat sich doch merklich zivilisiert. Seit 1989 herrschen hier stabile Verhältnisse, die auch größere Turbulenzen überstanden haben. Die Zeiten, in denen selbstherrliche Uniformierte beliebig Menschen einsperren konnten, sind vorbei. Vielmehr haben Beschuldigte heute vielfältige Rechte, im Zweifel werden auch Schwerverbrecher freigelassen. Und das ist zu einem grossen Problem geworden.

Dieses Problem lässt sich in Zahlen fassen. 2016 wurden in Brasilien 62 000 Menschen ermordet. Das ist eine dreissig Mal höhere Mordrate als in Europa. In einem Jahrzehnt wurden 553 000 Menschen getötet. Das sind mehr Todesopfer, als der Syrienkrieg gefordert hat. Es entspricht etwa der Zahl der im Zweiten Weltkrieg gefallenen britischen (264 000) und amerikanischen (292 000) Soldaten – in Friedenszeiten notabene! Vergewaltigungen, Gewalttaten oder Entführungen sind in dieser Horrorbilanz nicht inbegriffen. Gangster strecken ihre Opfer nieder, selbst wenn diese sich ergeben haben – einfach, weil sie gerade schlechter Laune sind oder weil damit ein lästiger Zeuge aus der Welt geschafft wird. Es ist eine erschreckende Bilanz moralischer Verwahrlosung, aber auch der Straflosigkeit. Die Gangster wissen, dass ihnen nichts passiert.

Nun mögen Sie einwenden, die Kriminalität sei ein soziales Problem. Doch die Formel, gemäss der Arme automatisch kriminell sind, ist falsch. Brasilien wird seit 2003 von Sozialisten regiert, die dem Land mit ihren Sozialprogrammen einen riesigen Schuldenberg aufgebürdet haben. Die Kriminalität ging nicht zurück, im Gegenteil, sie explodierte. 2005 setzte die Regierung Lula – obwohl die Bevölkerung in einem Referendum dagegen gestimmt hatte – ein rigides Waffenverbot durch. Die Gangster freuten sich über die Entwaffnung der Ehrlichen. Sie hatten nun freie Bahn.

Das andere grosse Wahlversprechen der Arbeiterpartei von Lula und Rousseff war der Kampf gegen die Korruption. Die dreizehn Jahre Sozialismus brachten das Gegenteil.

Schon die Sozialprogramme waren im Grunde nichts anderes als ein verkapptes System des Stimmenkaufs. Diese Günstlingswirtschaft durchdrang und prägte alles – die Medien, die Universitäten und Institutionen bis hinauf zum Kongress. Die Korruption ist ein Grundübel in ganz Lateinamerika, doch selten trieb es derart wilde Blüten wie in Brasilien. Mit dem «Petrolão» schuf Lulas Arbeiterpartei in Kooperation mit der sozialistischen Diktatur im benachbarten Venezuela einen Schmiergeldapparat, der mutmasslich Hunderte von Millionen Dollar in die Kassen der Arbeiterpartei spülte.

Auch wenn die Justiz bislang bloss die Spitze des Eisbergs aufgedeckt hat, der Druck von der Strasse wurde überwältigend. Man musste blind sein, um die verheerende Realität hinter der sozialistischen Illusion zu verkennen. Die Amtsenthebung von Präsidentin Dilma Rousseff und die Inhaftierung des vermeintlichen *intouchable*, des Ex-Präsidenten Lula, markierten den Anfang einer neuen Ära.

In einem Jahrzehnt wurden in Brasilien mehr Menschen getötet als im Syrienkrieg.

Wird Jair Bolsonaro das Chaos richten? Er mag als verrückter Politiker erscheinen. Doch Bolsonaro ist einer der wenigen, die seit zwanzig Jahren im Kongress unbeirrt gegen die Linke anrennen – in einem Land, in dem Lulas Rezepte über alle Parteien hinweg sehr populär waren. Das zeugt von Mut, aber auch von Weitsicht. Bolsonaro kümmerte sich lange ziemlich einsam um das, was viele Menschen in diesem Land schon lange beschäftigt. Neben der Kriminalität ist es vor allem eine miserable und heillos verideologisierte Bildung.

Wird Jair Bolsonaro das Chaos richten? Er mag als verrückter Politiker erscheinen. Doch Bolsonaro ist einer der wenigen, die seit zwanzig Jahren im Kongress unbeirrt gegen die Linke anrennen – in einem Land, in dem Lulas Rezepte über alle Parteien hinweg sehr populär waren. Das zeugt von Mut, aber auch von Weitsicht. Bolsonaro kümmerte sich lange ziemlich einsam um das, was viele Menschen in diesem Land schon lange beschäftigt. Neben der Kriminalität ist es vor allem eine miserable und heillos verideologisierte Bildung.

Fleischfresser und Vegetarier

Wenn Bolsonaro das Militärregime verteidigte, dann nicht, weil er für eine Diktatur ist. Das brasilianische Militärregime war eine Reaktion auf die kommunistische Bedrohung der 1960er und 1970er Jahre, und diese war real. Die Verbrechen der von Kuba befeuerten Guerillas – in Europa nannte man weitaus harmlosere Organisationen Terroristen – werden von der Geschichtsschreibung und in den Schulen systematisch unterschlagen. Trotzdem haben heute die meisten brasilianischen Wähler mehr Angst vor den Verbrechern als vor den Militärs.

Es ist üblich, wie der peruanische Nobelpreisträger Mario Vargas-Llosa einmal bemerkte, die lateinamerikanische Linke in «Fleischfresser» (wie Hugo Chávez) und «Vegetarier» (wie Lula) zu unterteilen. In Tat und Wahrheit ist diese Unterscheidung zwischen Diktatoren und Demokraten nicht so einfach. Auch Chávez und Maduro liessen sich in Venezuela wählen und veranstalteten

Referenden. Gefrässig sind sie alle. Wenn es um korrupte Geschäfte geht, lösen sich die Grenzen zwischen den Vegetariern und den Fleischfressern vollends auf. Ob in Gaddafis Libyen, in Guinea-Bissau oder Angola – auf die Petrodollar-Achse zwischen Kuba, Venezuela und Brasilien war stets Verlass.

Mises statt Marx

Lateinamerikanische Militärs geniessen in der Welt nicht den besten Ruf. Man könnte sich nun auslassen über ein paar deftige Sprüche, die Jair Bolsonaro in seinen 63 Lebensjahren schon abgesondert hat und die von den Mainstream-Medien im Wahlkampf aus dem Zusammenhang gerissen, zum Teil fantasievoll ausgeschmückt und in einer Art Endlosschleife bis zum Überdross wiederholt wurden. Bolsonaro tat ihnen den Gefallen nicht, sich zu rechtfertigen, er ging vielmehr in die Gegen-



Überwältigender Druck: Bolsonaro-Unterstützer.

offensive und setzte gleich noch einen drauf. Diesen theatralischen, klischeehaften und hyperbolischen Reflex hat der libanesischer Schriftsteller Nassim Nicholas Taleb einmal treffend «antifragile» genannt.

Bolsonaro gehört zu jenem Schlag von Menschen, die stärker werden, je mehr sie angegriffen werden. Und wenn die Mainstream-Medien nur über ihn berichteten, um ihn schlecht zu machen, so berichteten sie wenigstens. Die ewig gleiche Leier über die angeblich bösen Militärs – anders als andere Diktaturen Lateinamerikas ging das brasilianische Militärregime in Wahrheit fast nur gegen die Guerillas mit Gewalt vor – ermüdete viele, genauso wie die volkspädagogischen Belehrungen über Transphobie, das Lohngefälle zwischen Männern und Frauen oder Sprüche über Homosexuelle. Bolsonaro zwang die Medien aber auch, über Probleme zu diskutieren – wie eben die grassierende Kriminalität, den deplorablen Zustand der Bildung oder den Zerfall moralischer Werte –, welche die meisten Menschen wirklich beschäftigten. Sie wissen genau, dass ein Ex-Militär, der mal einen deplatzierten

Samba um die Rentenfälle

Jair Bolsonaro's Regierungsprogramm ist klar konservativ und wirtschaftsliberal geprägt. Doch dort wo es wirklich schmerzt, bleibt auch der Mann der klaren Worte nebulös. *Von Alex Baur*

Brasiliens neuer Präsident hat bei seinen Wählern grosse Hoffnungen auf Veränderungen geschürt. Was ist von Jair Bolsonaro wirklich zu erwarten? Nachfolgend seine Positionen zu zehn Kernthemen:

1 — Verfassung: Bolsonaro's Programm beginnt mit einem Bekenntnis zur verfassungsmässigen Demokratie, zur Familie, zum Schutz des Privateigentums und zu den Freiheitsrechten; jede Kontrolle der (sozialen) Medien wird strikt abgelehnt.

2 — Sicherheit: «Zero tolerance» gegenüber dem Verbrechen war das zentrale Thema im Wahlkampf. Die Rechte von Angeeschuldigten sollen abgebaut, organisierte Landbesetzungen unter dem Titel «Terrorismus» verfolgt werden. Die strafrechtliche Mündigkeit soll auf sechzehn Jahre sinken. Die Regierung will den Waffenbesitz zur Selbstverteidigung liberalisieren. Die Todesstrafe lehnt Bolsonaro als «verfassungswidrig» ab.

3 — Dezentralisierung: Mit dem Slogan «Weniger Brasília, mehr Brasilien» will Bolsonaro die Macht von der Hauptstadt in die Provinz verlagern. Die Forderung nach mehr Föderalismus haben vor ihm allerdings schon viele erhoben, ohne dass sie diese wirklich umsetzen konnten. Das Gleiche gilt für den Kampf gegen Bürokratie und Korruption, den sich Bolsonaro gross auf die Fahnen geschrieben hat.

4 — Agroindustrie und Umweltschutz: Eine Zusammenlegung von Umwelt- und Agrarministerium wird in Erwägung gezogen. Bolsonaro werden enge Beziehungen zur Agrarindustrie nachgesagt. Indianerreservate verglich er mit zoologischen Gärten; die amerikanische Urbevölkerung sollte im Sinne der Gleichberechtigung auf freiwilliger Basis sozial integriert werden. Die Berufung der populären Akurio-Indianerin Sílvia Nobre Waiãpi ins Regierungsteam symbolisiert diese Grundhaltung. Ob Brasilien sich aus dem Pariser Klimaabkommen, von dem das Land auch profitieren könnte, verabschieden wird, ist ungewiss.

5 — Bildung: Das System soll «entideologisiert» werden, klassische Lernstoffe wie Mathematik, Naturwissenschaften und Sprachfertigkeit sollen wieder ins Zentrum des Lehrplans gerückt werden.

Südkorea, Japan und Singapur werden als Vorbilder genannt.

6 — Aussenpolitik: Der Freihandel soll auf bilateraler Ebene gefördert werden. Der Austausch mit den «mörderischen Diktaturen» (gemeint sind Venezuela, Kuba, Nicaragua) soll heruntergefahren, jener zu den «freien Ländern» (erwähnt werden die USA, Israel und die «lateinamerikanischen Brüder») vertieft werden.

7 — Energie: Mit einer Vereinfachung von Bewilligungen für Wasserkraftwerke und einer Förderung von Erdgas will die Regierung das Stromdefizit überwinden; das umstrittene Kernkraftwerk Angra 3 soll fertiggebaut werden. Im sonnenreichen Nordosten soll auch die Solarenergie ausgebaut werden. Der ganze Energiesektor soll schrittweise privatisiert werden.

8 — Wirtschaft: Bolsonaro legt ein für lateinamerikanische Verhältnisse aussergewöhnlich klares Bekenntnis zur freien Marktwirtschaft ab. Deregulierungen und Privatisierungen sollen nach Jahren von Stagnation und Rezession für Wachstum sorgen. «Mehr Steuermoral, weniger Steuern», lautet die Devise. Das Staatsbudget und die Inflation sollen gesenkt werden.

9 — Sozialausgaben: Generell bekennt sich Bolsonaro auch in diesem Punkt zu den neoliberalen Lehren der Chicago Boys. Wie diese umgesetzt werden sollen, bleibt allerdings im Vagen. Eine von Milton Friedman postulierte Negativsteuer könnte dereinst die Direkthilfe für die Armen ersetzen, die Bolsonaro allerdings vorderhand beibehalten will.

10 — Rentensystem: «Schrittweise» soll bei den Altersrenten das Umlagerungsdurch ein Kapitaldeckungsverfahren ersetzt werden. Wie gross diese Schritte sein sollen, bleibt indes nebulös. Gerade hier besteht allerdings der grösste Reformbedarf. Ähnlich wie die Griechen gehen viele Brasilianer zum Teil bereits mit 55 Jahren in Pension. Die Subvention von Renten, von denen vor allem die Mittelschicht und nicht zuletzt auch die Militärs profitieren, verschlingt heute mehr als die Hälfte des Staatsbudgets. Da das Bevölkerungswachstum stark rückläufig ist, steigt das Defizit überproportional an. Sämtliche Reformversuche früherer Regierungen scheiterten bislang an erbitterten Strassenprotesten.



Auf Trump-Linie: Aussenminister Araújo.

ten Kasernenspruch fallenlässt, keine Bedrohung für sie ist.

Als junger Akademiker, der schon mal das Plakat «Less Marx, more Mises» – aus der Sicht unserer Professoren ein Akt der Blasphemie an der Grenze zur Pornografie – in der Aula aufgehängt, habe auch ich andere Sorgen. Ich gehöre einer wachsenden Generation von Studenten an, die sich an Ökonomen der österreichischen Schule, insbesondere Mises und Hayek, orientieren. An der Pazifikküste Südamerikas – in Chile, Peru und Kolumbien – gibt es seit den 1990er Jahren schon erfolgreiche Modelle, die in diese Richtung gehen. Doch für Brasilien, der mit Abstand grössten Volkswirtschaft der südlichen Hemisphäre, ist es etwas Neues, Revolutionäres. Die grosse Frage ist: Wird Bolsonaro eine liberale Wende in diesem riesigen Land schaffen? Es wäre eine Art tektonische Verschiebung mit Folgen für ganz Lateinamerika, ein herkulischer Akt.

Allianzen für die Durststrecke

Jair Bolsonaro lebt, anders als uns die Mainstream-Presse glauben machen will, nicht in einer intellektuellen Wüste. Seine Leitfigur ist der brasilianische Philosoph Olavo de Carvalho. Eurozentrische Intellektuelle mögen ihn belächeln und verspotten, doch das perlt an ihm ab. Dass er sich nie von den etablierten Eliten beeindrucken liess, ist gerade die Stärke von Olavo de Carvalho. Sein konservativ-liberales Denken orientiert sich an der brasilianischen Realität, es richtet sich an die Brasilianer. De Carvalho hat Autoren und Ideen in die öffentliche Debatte eingebracht, an die hier zuvor nicht einmal gedacht wurde.

Entscheidend für eine Standortbestimmung der Regierung Bolsonaro ist sein Team. Erwähnenswert sind der Bildungsminister Ricardo Vélez-Rodríguez, ein kolumbianischer Professor und Philosoph, und der Aussenminister Ernesto Araújo. Beide sind stark von Olavo de Carvalho beeinflusst: Rodríguez im Kampf gegen die marxistische Indoktrination in den Schulen, Araújo im Kampf gegen

das, was die Amerikaner «Globalismus» nennen. Gemeint ist damit nicht die wirtschaftliche Globalisierung, sondern überstaatliche Konglomerate von nicht gewählten und bürokratischen Organismen, welche die Welt regieren wollen. International ist von Brasilien eine – nicht zuletzt auch israelfreundliche – Politik zu erwarten, die sich in etwa mit jener der Trump-Administration decken wird.

Innenpolitisch dürfte der designierte Justizminister Sérgio Moro eine entscheidende Rolle spielen. Moro leitete in erster Instanz die Prozesse um die Operation «Lava Jato», die brasilianische Version von «Mani pulite». Die grossangelegte Justizaktion gegen den Korruptionsfilz auf höchster Ebene hat nach einem Jahrhundert faktischer Rechts- und Straflosigkeit eine Reihe brasilianischer Politiker hinter Gitter gebracht und die politische Landschaft kräftig aufgemischt. Moro war es denn auch, der Lula zur Strecke gebracht hatte. Er verschaffte damit einem für viele Brasilianer völlig neuartigen Prinzip Nachachtung: Selbst ein Präsident ist Gesetzen unterworfen!

Eine Schlüsselfigur von Jair Bolsonaro ist schliesslich der Wirtschaftsminister Paulo Guedes. Der ehemalige Student von Milton Friedman, der in Chicago studiert hat, war vom Anfang des Wahlkampfes an eine prominente Figur des Bolsonaro-Teams. Die Nomination von Guedes ist eine eindeutige Botschaft an die Wirtschaft: Brasilien setzt auf freien Markt und Privatisierung. Die Börsen reagierten mit Euphorie auf Bolsonaros Wahl.

Hier liegt allerdings auch die grösste Herausforderung. Die herrschenden Wirtschafts-



Kampf gegen Korruption: Justizminister Moro.

eliten ebenso wie die Gewerkschaften haben es sich über Jahrzehnte in einem System bequem gemacht, das ihnen den Wettbewerb vom Leib hält und fette Pfründe garantiert. Das brasilianische Arbeitsrecht ist eine Kopie von Mussolinis «Carta del Lavoro». Es gibt viele, die sich mit Klauen und Zähnen an diese Privilegien klammern werden. Ungleich viel mehr Menschen würden jedoch von einer Liberalisie-

rung profitieren. Doch das geht nicht von einem Tag auf den andern. Diese Durststrecke zu überwinden, ist nicht so einfach in einem Land ohne liberale Tradition.

Um Reformen umzusetzen, braucht es Mehrheiten im Parlament. Die brasilianische Parteienlandschaft ist atomisiert. Mit 11,7 Prozent holte Bolsonaros «Partido Social Liberal» zwar knapp vor Lulas Arbeiterpartei (10,3 Prozent) den höchsten Stimmenanteil, aber nicht einmal die grösste Zahl der Sitze im Repräsentantenhaus. Die Frage ist also, ob es der Regierungspartei gelingt, die nötigen Allianzen zu schmieden. Doch der Kongress hat heute eine ganz andere Dynamik als unter Lulas Zeiten.

Die Einsicht, dass es im bisherigen Stil nicht weitergehen kann, erscheint mehrheitsfähig.

Die Amtsenthebung von Dilma Rousseff dauerte zwei Jahre, aber am Ende wurde sie auch von ihren eigenen Leuten gestürzt. Mit den letzten Wahlen wurde das Repräsentantenhaus zu 52 Prozent erneuert, der Senat sogar zu 85 Prozent.

Zwei Alphatiere

Die Rechtsanwältin Janaína Paschoal, Autorin der Amtsenthebungsklage gegen Dilma Rousseff, erhielt als Abgeordnete mit zwei Millionen Stimmen das beste Wahlresultat in der Geschichte des Landes. Der Wunsch nach Reformen ist gross, die Einsicht, dass es im bisherigen Stil nicht weitergehen kann, erscheint mehrheitsfähig. Bolsonaro steigerte seine Zustimmung gemäss einer Umfrage des renommierten Institutes Ibope im Dezember auf 75 Prozent. Eine Polarisierung in zwei etwa gleich starke Blöcke, wie sie in den USA nach Trumps Wahl stattgefunden hat, gibt es in Brasilien nicht.

Entscheidend wird sein, ob die Regierung diesen Schwung aus den Wahlen ausnützen und die Reformen sofort aufgleisen kann. Nur wenn es schnell geht, wird Bolsonaro Mehrheiten im Parlament gewinnen können, die auch das Risiko in Kauf nehmen, in vier Jahren abgewählt zu werden. Denn eines ist klar: Populär werden die Reformen nicht sein. So wie Brasilien heute unter den Fehlern leidet, die in der Vergangenheit begangen wurden, wird es eine Zeit brauchen, bis die Reformen Früchte tragen.

Ich bin trotz allem zuversichtlich. Wenn einer das Steuer herumreissen kann, dann Bolsonaro. Er ist nicht so verrückt, wie er dargestellt wird. Vieles ist ähnlich wie in den USA, einiges aber auch anders. Donald Trump ist die ultimative Verkörperung des amerikanischen Selfmademans: Milliardär, Individualist, Verhandler und Unternehmer mit einem genuinen Misstrauen gegenüber dem Staat. Bolso-



Schlüsselfigur: Wirtschaftsminister Guedes.

naro ist ein Militär, der im Staat gross wurde; er ist sich gewohnt, klare Ziele zu setzen, doch die Ausführung delegiert er an Vertrauensleute. Was die beiden Alphatiere neben ihrer liberal-konservativen Grundhaltung gemeinsam haben: Sie pfeifen auf den politisch korrekten Diskurs, reden gelegentlich schneller, als sie denken, wollen nicht stets allen gefallen.

Genau diese vermeintliche Schwäche hat sich als ihre grösste Stärke erwiesen. So wie viele US-Amerikaner haben die meisten Brasilianer die Nase voll von grandiosen Theorien, die grandios an der Realität zerschellen. Sie spüren, dass etwas grundlegend falsch läuft, und wollen Taten sehen. Es interessiert sie nicht, was der Rest der Welt von ihnen denkt, sie wollen die Probleme im eigenen Haus gelöst haben.

Bolsonaro ist viel pragmatischer, als viele meinen. Ein Beispiel dafür liefert der Uno-Migrationspakt: Er lehnt diesen zwar grundsätzlich ab, hat aber zugleich angekündigt, dass er an der grosszügigen Aufnahme von Wirtschaftsflüchtlingen aus dem benachbarten Venezuela nichts ändern will. Ein anderes Beispiel sind Tausende von kubanischen Ärzten, die vom sozialistischen Regime nach Brasilien geholt wurden. Bolsonaro will sie nicht aus dem Land werfen – aber er wird ihren Lohn nicht mehr nach Havanna überweisen, sondern direkt auf deren Lohnkonto.

Brasilien steht mit seinem Kurs in der westlichen Hemisphäre keineswegs alleine da. Letztlich ist es derselbe Konflikt, der in Europa von Ungarn über Italien bis Grossbritannien für rote Köpfe sorgt. So paradox es klingen mag: Indem sich das Land auf sich selber besinnt, auf seine eigenen Werte und Interessen, könnte Brasilien wieder eine positive, führende Rolle in Lateinamerika übernehmen.



Flavio Morgenstern, 34, lebt als Autor, Blogger und Journalist in São Paulo, wo er Germanistik studiert hat.

Vor und nach Trump

Von Hansrudolf Kamer — In Amerika beginnt der Kampf um die nächste Präsidentenwahl. Während die Republikaner vorerst an Trump gefesselt sind, prägen ideologische Spannungen die Demokraten.



Karl Marx lesen sei cool, gab die demokratische Kandidatin für den Posten als Ombudsfrau des New York City Councils zu Protokoll. Auch der gegenwärtige Bürgermeister, Bill de Blasio, kennt seinen Marx. Karl-Marx-Lektüre ist aber nicht nur ein Freizeitvergnügen, sondern markiert eine Trennlinie in der Demokratischen Partei, die die Anhänger des Sozialisten Bernie Sanders von den übrigen Demokraten trennt.

Die Demokraten starten mit guten Chancen ins neue Jahr. Sie können Präsident Trump in einen Belagerungszustand zwingen, seine Politik blockieren und versuchen, das eigene Licht heller leuchten zu lassen. Letzteres ist deutlich schwieriger als Ersteres. Doch die neugewonnene Mehrheit im Repräsentantenhaus gibt ihnen Mittel für den «Widerstand». Das war vor Trump mit umgekehrten Vorzeichen nicht anders.

Wie es aussieht, tappen die Demokraten in die Trump-Falle. Der Präsident beherrscht die Schlagzeilen, gute wie schlechte. Er dominiert das politische Geschehen selbst dann, wenn es wieder einmal scheint, das Establishment habe die Oberhand und Trump erlebe sein Alamo.

Der Rücktritt von Verteidigungsminister Mattis und die Ankündigung des Rückzugs aus Syrien gaben den Medien Munition für Rundumattacken. Die Demokraten, jahrzehntelang militärkritisch und gegen kriegerische Exkursionen im Ausland, waren plötzlich für die Generäle, die «einzigen Erwachsenen im Raum». Alles ist besser als Trump – selbst eine Militärjunta.

Der ist schon zu oft totgesagt worden. Er erfüllt seine Wahlversprechen gegen den Widerstand aller, auch der eigenen Partei, auch beim Ringen um die Finanzierung der Mauer gegen Mexiko, die zum partiellen Shutdown der Regierungsgeschäfte über die Festtage führte. Sich auftürmende Abfallhaufen vor dem Capitol oder in den unverdorbenen Nationalparks waren die Folge.

Ein weiteres Wahlversprechen ist der Abbau amerikanischer Engagements im Ausland. Afghanistan ist nach achtzehn Jahren reif für einen Abzug. Syrien war und ist nicht das Zentrum mittelöstlicher Einflussnahme – die Prä-

senz im Irak ist viel wichtiger. Der Krieg im Jemen ohne erkennbares Ende ist eine bündnispolitische Belastung. Eine gründliche strategische Aufräumaktion ist überfällig.

«Der neue Obama»

Was immer Trump anstellt, es ist überhaupt nicht erkennbar, was die Alternative wäre, welche Strategie die Demokraten aussenpolitisch fahren würden. Es geht nur noch um Ideologie und Persönlichkeiten. Bernie Sanders, der vor zwei Jahren bei den Primärwahlen gegen Clinton unterlag, flirtet auch jetzt wieder mit einer Kandidatur.

Seine Anhänger sind das linke Spiegelbild der Trump-Wähler, selbsternannte Sozialisten. Sie unterscheiden sich von den Progressiven in der Partei dadurch, dass sie den Kampf gegen die nichtsozialistischen Demokraten intensiver führen als die Auseinandersetzung mit den Republikanern.

Keine Zeit verschwendet hat die Senatorin von Massachusetts, Elizabeth Warren, die am letzten Tag des Jahres ihren Hut in den Ring warf. Sie wird als populistische Linke versuchen, eine Mehrheit der Partei hinter sich zu bringen.

Ihre «Authentizität» ist allerdings prekär, weil sie sich im Laufe ihrer Universitätskarriere stets als Cherokee bezeichnet hat, um im

amerikanischen System der Minoritätenbevorzugung zu punkten. Ihr DNA-Test letztes Jahr belegte nur zwischen 0,1 und 1,5 Prozent Cherokee-Abstammung, weniger als der Durchschnitt der amerikanischen Bevölkerung bei der Messung indianischen Erbguts.

Von anderem Kaliber ist Beto O'Rourke, der bei den jüngsten Kongresswahlen in Texas dem republikanischen Senator Ted Cruz einen Kampf bis aufs Messer lieferte. «Beto» ist ein Naturtalent, gutaussehend, lässiger kennedyesker Charme, redet frei und offen entspannt, ungefähr das Gegenteil von Warren. Der ehemalige Präsident Obama lobte ihn über den grünen Klee: Er habe den Eindruck, «Beto» glaube, was er sage. Dahinter stünden nicht die täglichen Meinungsumfragen.

Die Sozialisten um Sanders misstrauen ihm, weil «der neue Obama» Geld von der Gas- und Erdölindustrie genommen hat und auch sonst bei den grossen Geldgebern gut ankommt.

Persönlichkeit ist das eine, Politik das andere. Nicht alles dreht sich um Trump oder Clinton oder Sanders oder Warren. Das demokratische Feld wird noch beträchtlich anwachsen. Umfrageleader beispielsweise ist der alte Vizepräsident Obamas, Joe Biden. Das Grundproblem, wohin die Partei in Opposition zu Trump geht, bleibt aber offen.

Das könnte sich besonders dann rächen, wenn das Objekt des «Widerstands» plötzlich einen Schwächeanfall erlitt, von einer demokratischen Impeachment-Offensive weidwund geschossen würde. Dann entstünde eine Leere, die von den Demokraten irgendwie gefüllt werden müsste. Denn es gibt genügend Republikaner im Wartestand, die in den letzten zwei Jahren viel gelernt haben und nun wissen, was sie wollen.



Erfüllt seine Wahlversprechen: Präsident Trump.

Wortführer für den Frieden ist verstummt

Der Israeli Amos Oz (1939–2018) war einer der engagiertesten Autoren unserer Zeit. Er war Mitgründer der Friedensbewegung Peace Now und bejahte eine israelisch-palästinensische Zweistaatenlösung. Sein Schriftstellerkollege und Freund A. B. Yehoshua erweist ihm in der *Weltwoche* exklusiv die letzte Ehre.

Amos und ich haben oft über den Tod gesprochen, sowohl über denjenigen von anderen als auch über den unseren. Und während ich immer wieder über die Faszination des Todes sprach, die auch in meinen Romanfiguren vorkommt, also auch in mir, sagte Amos stets, dass er so lange wie möglich leben wolle. Sogar wenn er gelähmt im Rollstuhl sitzen müsste und bloss die Welt betrachten könnte. «Ich bin enorm neugierig auf die Welt», sagte er und sprach von einer Neugierde, die nicht gesättigt werden könne. Worauf ich ihm sagte: «Sehr gut, auf diese Weise wird mir eine schöne Abdankungsrede von dir vergönnt sein.» Doch jetzt ist es umgekehrt, und ich muss einen Nachruf auf ihn schreiben.

Er war zweieinhalb Jahre jünger als ich. Stets beharrte er darauf zu betonen, dass ich in der Jugendbewegung sein Leiter gewesen sei. Als ich im Jahre 1995 den Israel-Preis erhielt, meinte er in einem der Interviews, es sei doch klar, dass ich den Preis vor ihm erhalte, weil ich ja schliesslich sein Anführer gewesen sei. Das hat mich ein bisschen genervt, weil es sich so anhörte, als ob ich den Preis nur deshalb vor ihm bekommen hätte, weil ich älter bin als er. Weshalb er behauptete, ich sei 1955 bei den Pfadfindern sein Anführer gewesen. Ich meinte zu ihm: «Zu jener Zeit hattest du Jerusalem aus Protest bereits verlassen, nachdem sich deine Mutter das Leben genommen hatte, und du bist von Jerusalem in den Kibbuz Hulda gezogen.» Es stellte sich dann aber heraus, dass er jeweils am Freitag, wenn er in Jerusalem bei seinem Vater zu Besuch war, der bald wieder geheiratet hatte, als unsichtbarer Zuhörer dabei war, wenn ich mit den Pfadfindern, die mit ihm in derselben Klasse gewesen waren, den Samstagabend organisierte. Wie es möglich gewesen war, dass ich seine Anwesenheit nicht wahrgenommen hatte, fragte ich ihn, der überall eine starke und beeindruckende Präsenz hatte. In jener Lebensphase, meinte er, sei er so klein wie ein Grashalm gewesen.

Wie schwer war es diesem jungen Mann gefallen, der aus Zorn über den Selbstmord seiner Mutter aus dem väterlichen Haus ausgerissen war, einen neuen Fami-



«Enorm neugierig auf die Welt»: Schriftsteller Yehoshua (l.), Oz.

liennamen angenommen und das politisch rechtsstehende Haus gegen den sozialistischen Kibbuz Hulda getauscht hatte, sich als von aussen kommendes Stadtkind mit der lokalen Jugend auseinanderzusetzen. Dazu brauchte er viel Kraft, und es will mir scheinen, dass ihn diese Auseinandersetzung zusammen mit der Sehnsucht nach Jerusalem, der Stadt, in der er vor dem Sechstagekrieg

Drei Tage vor seinem Hinschied beschrieb er mir noch die Stadien auf dem Weg zur Genesung.

aufgewachsen war und wo sich seine Mutter das Leben genommen hatte – dass ihn also diese Auseinandersetzung sowohl als künftigen ausgezeichneten Schriftsteller als auch als Intellektuellen stärkte, der als bester und einflussreichster Redner des Friedenslagers auftrat.

Grosser Sieg

An der Beerdigung im Kibbuz Hulda, an der sich Menschen aus dem Kibbuz und aus ganz Israel um sein Grab drängten, dachte ich mir, dass das ein grosser Sieg für den einst sehr

einsamen Jüngling sei, der sich seinen Ruhm mit so viel Energie erarbeitet hat.

Sein Tod traf am Ende sehr schnell ein. Drei Tage vor seinem Hinschied, als ich ihn im Krankenhaus besuchte, beschrieb er mir noch die verschiedenen Stadien auf dem Weg zu seiner Genesung, die auf ihn warten würden. Und bevor wir uns verabschiedeten, sagte er mir plötzlich, er wolle mir noch etwas über meine verstorbene Frau Ika sagen, das er mir bisher nicht gesagt habe. Aber vielleicht, meinte er, verschieben wir das auf unser nächstes Gespräch.

Doch dieses Gespräch konnte nicht mehr stattfinden. Eine Viertelstunde nachdem sein Herz aufgehört hatte zu schlagen, kam ich im Spital an. Sein Antlitz strahlte Frieden aus, zwei Enkel streichelten sein Haupt. Und ich konnte nicht anders als schluchzen, denn ich hatte nicht nur einen teuren Freund verloren, sondern auch einen Bruder.

Aus dem Hebräischen von Pierre Heumann

Sternstunden und Friedensväter

Robert Schuman hatte mit den Nazis kollaboriert, Jean Monnet in der Sowjetunion geheiratet. Nach dem Zweiten Weltkrieg schufen die ungleichen Männer die Grundlage für die Europäische Union. Was heute zusehends kritisiert wird, entsprang einem historischen Wunder. (Teil 1). Von Jürg Altwegg

Wann hat Europa begonnen? Fünf Jahre und einen Tag nach Ende des Zweiten Weltkriegs, am 9. Mai 1950, kurz nach 18 Uhr in Paris. Im Salon de l'Horloge am Quai d'Orsay gab Frankreichs Aussenminister Robert Schuman eine überstürzt einberufene Pressekonferenz. Mit einem Akzent, der seine deutsche Muttersprache verriet, erklärte Schuman: «Es geht nicht um leere Worte, sondern um eine kühne, konstruktive Tat. Frankreich vollzieht den ersten entscheidenden Akt des europäischen Aufbaus und beteiligt Deutschland an ihm.»

Schuman verkündete den rund 200 Journalisten einen Plan für die Zusammenlegung der deutschen und französischen Produktion von Kohle, Eisen und Stahl unter einer gemeinsamen Behörde, «Haute Autorité» genannt. Vom Wegfall der Zölle ist die Rede. In Tat und Wahrheit ging es um die Vergemeinschaftung der Rüstungsindustrie zweier Länder, die bis zu Karl dem Grossen (gestorben 814) zusammengehört hatten, nach der Französischen Revolution ab 1789 zu Erbfeinden geworden waren und im 19. und 20. Jahrhundert drei Kriege gegeneinander geführt hatten. Am Ende lag Europa in Schutt und Asche.

Den Anwesenden wurde die Tragweite dieser Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS), auch Montanunion genannt, nicht wirklich bewusst: Nie wieder Krieg – zwischen Deutschland und Frankreich sollte ein solcher «undenkbar und unmöglich» (Schuman) werden. Schuman hatte es eilig, tags darauf stand die Aussenministerkonferenz der Westmächte an, der Zug nach London wartete, er wick den Fragen aus: «Also ein Sprung ins Ungewisse?», hakte ein Journalist nach. Jean Monnet, Berater des Ministers und Urheber des Projekts, beschrieb die Szene in seinen Memoiren: «Genau! Das ist es», habe Schuman erwidert: «Ein Sprung ins Ungewisse.»

In Klöstern versteckt

Schuman wurde 1886 als «Reichsdeutscher» in Luxemburg geboren, wo sich sein Vater nach der Annexion seiner Heimat Lothringen niedergelassen hatte. Als Vierjähriger verlor er seinen Vater. Am kaiserlichen Gymnasium von Metz machte er das deutsche Abitur und studierte in München, Strassburg und Berlin Rechtswissenschaften. Nach dem Tod seiner Mutter 1911 spielte Schuman mit dem Gedanken, Priester zu werden. Lebenslänglich blieb er Junggeselle. In Metz eröffnete er eine Anwaltskanzlei und präsidierte 1913 den

Deutschen Katholikentag. Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde er aus gesundheitlichen Gründen vom Armeedienst befreit.

1918 kam Lothringen wieder zu Frankreich, Schuman wurde Franzose, Stadtrat von Metz und in die Nationalversammlung in Paris gewählt. Er stand den mächtigen lothringischen Stahlbaronen nahe und vertrat reaktionäre Positionen. Die autoritären Regimes von Salazar, Dollfuss, Franco waren ihm lieber als die Volksfront der Sozialisten und Kommunisten unter der Leitung des Juden Léon Blum. Schuman begrüßte 1938 das Abkommen von München, plädierte nach dem deutschen Blitzsieg im Frühling 1940 für das Niederlegen der Waffen und gehörte zur grossen Mehrheit der Abgeordneten, die im Juli 1940 für die Abschaffung der Republik votierten und Philippe Pétain die «pleins pouvoirs» für die Kollabora-

tion mit den Deutschen erteilten. Ein paar Wochen war Schuman als Unterstaatssekretär in Pétains Regierung tätig. Im September 1940 wurde er von der Gestapo verhaftet und in die Pfalz gebracht.

Nach sieben Monaten Gefängnis konnte Schuman fliehen und versteckte sich in verschiedenen Klöstern in Südfrankreich. Am Ende des Kriegs wurde gegen ihn die «indignité nationale» ausgesprochen, er wurde als Kollaborateur verurteilt und durfte sich nicht mehr politisch betätigen. Seine Rehabilitation verdankte er der Kirche – selbst der Vatikan intervenierte beim Chef der provisorischen Regierung, Charles de Gaulle, dem Schuman persönlich einen Bittbrief für ein Revisionsverfahren schrieb. De Gaulle hatte ein Einsehen, kurz vor seinem Rücktritt im Januar 1946 eröffnete er dem Christdemokraten aus Metz die Rückkehr in die Politik. Robert Schuman wurde ins Parlament gewählt und wurde Minister – auch Premierminister – mehrerer Regierungen der Vierten Republik.

Serie: Heldenhafte Gründung der EU



Die Europäische Union steckt in der tiefsten Krise ihrer Geschichte. Im März verlässt mit Grossbritannien erstmals ein Mitgliedstaat die EU, und der Euro, der eigentlich den geeinten Kontinent symbolisieren soll, hat die südeuropäischen Volkswirtschaften von den Wohlstandsregionen nördlich der Alpen eher abgekoppelt. Die Franzosen demonstrieren gegen ihren europhilen Präsidenten, während sich die Osteuropäer gegen jeden weiteren Souveränitätstransfer nach Brüssel wehren. Die Kritik an der EU ist so allgegenwärtig, weil deren Mängel wie Bürgerferne und Demokratiedefizit so offenkundig geworden sind.

Ungeachtet dessen ist die Europäische Union das Resultat einer faszinierenden Geschichte. Vor allem der Gründungsperiode nach dem Zweiten Weltkrieg haftet etwas Heroisches an. Mutige, idealistische Politiker raufte sich gegen alle Wahrscheinlichkeit zusammen.

In einer fünfteiligen Serie erinnert die *Weltwoche* an diese bewunderungswürdige Gründungsphase, erzählt von Jürg Altwegg, der seit Jahrzehnten in Genf für deutschsprachige Medien über Frankreich schreibt, also ein durch und durch europäisches Leben lebt, der die EU kennt und ihre Geschichte. (WW)

Französisches Trauma

Fünf Jahre nach Hitlers Kapitulation war Europa noch immer vom Elend der Bevölkerungen und den Zerstörungen geprägt. Die Allianz der Sieger war auseinandergebrochen und Europa zum Schauplatz der Auseinandersetzungen zwischen den USA und der UdSSR geworden. Die Berlin-Blockade von Juni 1948 bis Mai 1949 liess die Gefahr eines neuerlichen Kriegs als durchaus realistisch erscheinen. 1949 kam es zur Gründung der Bundesrepublik, und Frankreich suchte verzweifelt nach Rezepten gegen eine Renaissance des deutschen Nationalismus. Die Vereinigten Staaten wollten Deutschland in ihre Strategie mit einbeziehen und drängten auf die Wiederbewaffnung der Verlierer – ein französisches Trauma.

Kurz vor dem Anlaufen des Marshallplans (im Juni 1947) hatte sich der amerikanische Kongress für den Aufbau von «Vereinigten Europäischen Staaten im Rahmen der Vereinten Nationen» ausgesprochen. 20 Prozent der Europa-Hilfe ging an Frankreich. Wirtschaftlich entwickelte es sich weniger gut als Deutschland, aber politisch war es die einzige westeuropäische Nation, die eine diplomatische Initiative ergreifen konnte. Im März 1950 schlug Kanzler Konrad Adenauer vor, eine «deutsch-französische Union» zu bilden – mit einem gemeinsamen Parlament, einer



«Kühne, konstruktive Tat»: Frankreichs Außenminister Robert Schuman (l.), Unternehmer Jean Monnet, 1952.

gemeinsamen Staatsbürgerschaft und einer Wirtschaftsgemeinschaft, die auch anderen Ländern offenstehen würde. Angesichts ihrer Vergangenheit sah die Bundesrepublik Europa als Chance, die Last der deutschen Schuld als etwas weniger drückend zu empfinden – dieses Motiv wird ihre Europabegeisterung über Jahrzehnte hinweg prägen. Die Deutschen leiden an ihrer Nation.

Adenauer wollte das Besatzungsstatut lockern und mehr Souveränität erlangen. Ein neuer Konflikt der beiden Erbfeinde schien unausweichlich, denn Adenauers «deutsch-französische Union» war für Frankreich unakzeptierbar. Die Initiative musste von den Franzosen ausgehen – und es musste gelingen, die antideutschen Reflexe zu überumpeln. Grösstmögliche Geheimhaltung war angesagt. Selbst Premierminister Georges Bidault war nicht eingeweiht, er erfuhr erst im letzten Augenblick davon und reagierte mit einem Wutausbruch. «Es gibt einen Schuman-, aber keinen Bidault-Plan», kommentierte Monnet, der ihn ausgeheckt hatte. Wegen der Außenministerkonferenz in London wurde die wöchentliche Kabinettsitzung um einen Tag auf den Dienstag, 9. Mai 1950, vorverlegt.

Am Montag hatte Monnet den Eindruck einer «veillée d'armes» im Quai d'Orsay: Es

war die Ruhe vor dem Sturm. Hinter dem Rücken des französischen Botschafters wurde ein Emissär nach Bonn geschickt. «An diesem Morgen des 9. Mai hatte ich keine Ahnung davon, dass der Tag für Europa eine entscheidende Wendung bringen würde», berichtete Konrad Adenauer in seinen Erinnerungen. Während der Kanzler in Bonn mit den Vorschlägen konfrontiert wurde, tagten im Elysée die Minister. Erst als die Antwort aus Deutschland eintraf, informierte Schuman die versammelte Regierung über die Details. «Von ganzem Herzen», schrieb Adenauer später, «habe ich dem Vorschlag zugestimmt.» Auch in Bonn wurde eine Pressekonferenz einberufen, der Kanzler sprach von einer «uns gegenüber generösen Initiative».

Der Überraschungscoup glückte, der Widerstand fiel heftig aus. Nach schwierigen Verhandlungen und mancherlei Kompromissen wurde die Begründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) durch den am 18. April 1951 in der französischen Hauptstadt unterzeichneten «Vertrag von Paris» besiegelt. Für Adenauer war es die erste Auslandsreise als deutscher Bundeskanzler, für Deutschland wurde die EGKS zum «Schwungrad» des deutschen Wirtschaftswunders. Jean Monnet war nun Präsident der

«Hohen Behörde» mit Sitz in Luxemburg. Erstmals in der Geschichte Europas verzichteten Staaten freiwillig und dauerhaft auf einen Teil ihrer nationalen Souveränität und teilten diese mit anderen Ländern.

Sechzig Jahre später sprach Georges Berthoin, der damals Monnets Kabinettsdirektor gewesen war, von einem «historischen Wunder», das aus dem Zusammentreffen des «Inspirators Monnet und des Politikers Schuman» entstanden war: «Frankreich hatte die wichtigste diplomatische Initiative seiner Geschichte ergriffen, eine auch noch pazifistische und nachhaltige Initiative. Als 1952 die Umsetzung begann, entdeckten wir, dass das historische Unmögliche möglich wurde.» Was Monnet mit der EGKS vorschwebte, hatte er seit dem Ersten Weltkrieg im Kopf.

Erfolgreich auf der Champagner-Insel

Jean Monnet wurde 1888 in Cognac geboren, sein Vater war im Spirituosenhandel tätig. Im Alter von sechzehn Jahren verliess er die Schule, um für das Unternehmen der Familie zu arbeiten. Schon in jungen Jahren bereiste er die Welt. Monnet arbeitete für zahlreiche Regierungen. Er sanierte die polnischen Finanzen und beriet den chinesischen Präsidenten Tschiang Kai-schek. Seine Ehe schloss er in

Moskau: Seine zwanzig Jahre jüngere Frau, die in Konstantinopel geborene italienische Malerin Silvia de Bondini, war bereits verheiratet. Sie nahm die Staatsbürgerschaft der Sowjetunion an, die als einziger Staat die Wiederverheiratung einer Frau gegen den Willen ihres früheren Gatten ermöglichte. Zur Zeremonie reiste das Brautpaar mit der Transsibirischen Eisenbahn an.

Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs führte Jean Monnet seine Geschäfte von London aus. Er beobachtete das Kriegsgeschehen und stellte fest: «Solange die Alliierten Seite an Seite kämpften und nicht als gemeinsam organisierte Kraft, war der Ausgang des Kriegs ungewiss», wie er in seinen Memoiren schrieb. Die traditionelle Form der Kooperation, folgerte er, müsse durch eine vertiefte Integration verbessert werden. Nach der Marne-Schlacht konnte er den französischen Präsidenten von seinen Vorstellungen überzeugen: Monnet organisierte die Versorgung der französischen und britischen Truppen. Der Konkurrenz der Verbündeten (zum Beispiel bei der Materialbeschaffung) wurde ein Ende gesetzt.

Monnets Ideen und ihre Umsetzung gaben vermutlich den Ausschlag für die entscheidende Wende im Abnutzungskrieg. Erstmals wurden in Europa Abstriche bei der nationalen Souveränität gemacht und nationale Interessen einem gemeinsamen Ziel untergeordnet: «Es brauchte zwei Jahre hartnäckiger Überzeugungsarbeit und tödlicher Bedrohung im U-Boot-Krieg, um die Mittel zusammenzulegen und einen gemeinsamen Pool der Kriegsschiffe zu bilden. Diese Entscheidung führte zur ökonomischen Überlegenheit der Alliierten und war zusammen mit deren Freiheit bezüglich der Versorgung letzten Endes genauso ausschlaggebend für den Sieg wie der Heroismus der Menschen.»

1919 war Jean Monnet am Aufbau des Völkerbundes beteiligt und bis 1923 dessen stellvertretender Generalsekretär. Sein Rücktritt erfolgte aus familiären Gründen: Der Cognac-Handel stand wegen der amerikanischen Prohibition am Rand des Ruins. Die französische Insel Saint-Pierre-et-Miquelon funktionierte als Drehscheibe des Alkoholschmuggels in die Vereinigten Staaten. Von der «Champagner-Insel» aus, wie sie damals genannt wurde, rettete Monnet das Familienunternehmen und verdiente ein Vermögen, das ihm die Begründung einer Bank in San Francisco ermöglichte.

Den Krieg um ein Jahr verkürzt

Früh erkannte Jean Monnet die Gefahr eines neuen Kriegs und versuchte, die Alliierten von der Notwendigkeit der militärischen Aufrüstung zu überzeugen. «Wenn wir über 3000 Flugzeuge verfügt hätten, wäre es nicht zur Schande von München gekommen», erklärte ihm Frankreichs Verteidigungsminis-



Frankreichs Ehre retten: de Gaulle, um 1944.

ter Daladier, der ihn im Anschluss an das Stillhalteabkommen vom September 1938 empfing. Monnet leitete die Kommission, die sich mit der Koordination der britischen und französischen Materialbeschaffung befasste. Er entwarf den Plan einer Fusion beider Länder: «ein gemeinsames Parlament, eine einzige Armee». Auch eine gemeinsame Staatsbürgerschaft war vorgesehen: «Frankreich kann überfallen und besetzt werden, das britische «Empire» nicht.» Diese «Anglo-French Unity» würde die Möglichkeit eines Siegs über die Nazis aufrechterhalten.

Esgelang Monnet, sowohl Premier Churchill wie den wenig bekannten französischen General Charles de Gaulle, der sich bereits nach London abgesetzt hatte, von diesem Plan zu überzeugen. Am 14. Juni 1940 marschierten die Deutschen in Paris ein. Telefonisch informierte de Gaulle Premierminister Paul Reynaud und reiste nach Bordeaux, wohin sich die französische Regierung zurückgezogen hatte. Als er eintraf, war diese bereits zurückgetreten: Frankreich hatte kapituliert. Am 17. Juni war de Gaulle zurück in London und zum Essen bei den Monnets eingeladen. «Ich bin hier, um die Ehre Frankreichs zu retten», erklärte er seiner Gastgeberin, die den schweigenden General verzweifelt in ein Gespräch zu verwickeln versuchte. Am Tag danach erliess er im Radio seinen «Appell vom 18. Juni».

Die britische Regierung schickte Monnet nach Washington, um über den Kauf von Kriegsmaterial zu verhandeln. Der Kosmopolit aus Cognac war bemüht, Präsident Franklin D. Roosevelt vom Isolationismus abzubringen und von der Notwendigkeit der Aufrüstung zu überzeugen. Das «Victory Program» wurde auf die Schienen gesetzt. Monnet wollte «lie-



Gemeinsame Zuversicht: Churchill, 1952.

ber 10 000 Panzer zu viel als einen zu wenig». Bis 1945 war er mit der Koordination der alliierten Streitkräfte befasst. John Keynes erklärte später, Monnet habe den Zweiten Weltkrieg um ein Jahr verkürzt.

In London musste Monnet permanent zwischen de Gaulle, Churchill und Roosevelt vermitteln. Die einzige Gemeinsamkeit schien die Zuversicht zu sein, dass der Krieg letztlich gewonnen werde. Ansonsten hatten die Briten und Amerikaner den Eindruck, dass de Gaulle nicht gegen Deutschland kämpfte, sondern gegen seine Verbündeten und nur das Frankreich nach dem Krieg im Kopf habe. Sie setzten auf dessen Rivalen in Algier, General Henri Giraud.

«Wenn die Staaten sich erneut gegeneinander abschirmen, wird es wieder riesiger Armeen bedürfen.»

Doch de Gaulle, der sein Hauptquartier ebenfalls nach Algerien verlegt hatte, gewann den Machtkampf mit Giraud. In einer Geheimnote an Roosevelt, die erst nach der Öffnung der Archive bekannt wurde, hielt Monnet 1943 aus Algier fest: «Man muss zur Einsicht gelangen, dass mit de Gaulle kein Einverständnis möglich ist. Dass er ein Feind Frankreichs und dessen Freiheiten ist. Ein Feind des europäischen Aufbaus. Und dass er deswegen im Interesse der Franzosen ausgeschaltet werden muss.»

Schon in Algier verfasste Monnet eine auf den 5. August 1943 datierte Denkschrift mit seinem Programm für Europa: «Wir müssen jetzt handeln, bevor der Feind vernichtet ist.» Als Ziele formulierte Monnet «die Wiederherstellung oder Herstellung der Demokratie sowie die wirtschaftliche und politische Organisation



«Deutsch-französische Union»: Adenauer, 1952.

einer «europäischen Instanz».» Es werde keinen Frieden geben in Europa ohne «das Recht auf Opposition» und «freie Wahlen». Monnet erwähnt die «Grundfreiheiten wie die Redefreiheit, das Versammlungsrecht, das Koalitionsrecht und so weiter». Die europäischen Staaten seien zu klein, um «ihren Völkern den Wohlstand zu bieten, den die modernen Bedingungen möglich und daher notwendig machen».

Auch der Frieden, so war Monnet überzeugt, sei gefährdet, «wenn der Wiederaufbau der Staaten erneut auf der nationalen Souveränität beruht, die zwangsläufig mit einer auf Prestige ausgerichteten Politik und wirtschaftlichem Protektionismus einhergeht»: «Wenn die Staaten sich erneut gegeneinander abschirmen, wird es wieder riesiger Armeen bedürfen. Einige Länder werden dies laut zukünftigem Friedensvertrag können. Anderen wird es verboten sein. Bereits 1919 haben wir Erfahrungen mit dieser Methode gemacht und kennen ihre Folgen. Inneuropäische Bündnisse werden geschlossen werden. Wir wissen, wie viel sie wert sind. Soziale Reformen werden durch das Gewicht der Militärhaushalte verhindert oder verzögert werden.»

Im Nachkriegsfrankreich wurde Monnet von Charles de Gaulle, der die provisorische Regierung führte, zum Kommissar für den Wiederaufbau ernannt. Nach dessen Rücktritt spielte Monnet, der sich nie einer Wahl stellte, unter den wechselnden Regierungen eine wichtige Rolle. Sein grösster Erfolg war die EGKS. Aus ihrer «Hohen Behörde» wird später die Europäische Kommission hervorgehen. Doch das Projekt der «Communauté européenne de Défense», als nächste Stufe lanciert, scheiterte am Widerstand Frankreichs. Aus Enttäuschung darüber trat Monnet zurück – um sich noch energischer dem erklärten Ziel

seines Lebens zu widmen: dem Aufbau der «Vereinigten Staaten von Europa».

Monnet verlegte sein Büro nach Lausanne, wo mit der Unterstützung der amerikanischen Ford Foundation ein Forschungs- und Dokumentationszentrum ins Leben gerufen wurde. Die Universität richtete 1957 den ersten Lehrstuhl für Fragen der europäischen Integration ein. Er wurde vom Schweizer Henri Rieben eingenommen, der schon 1952 seine Doktorarbeit in Wirtschaftswissenschaften der EGKS gewidmet hatte, dann während zweier Jahrzehnte eng mit dem Gründervater zusammenarbeitete und 1978 die «Stiftung Jean Monnet für Europa» gründete.

Vom Fluch erlöst

In Lausanne wurden damals Studenten aus der Schweiz und dem Ausland vom europäischen Geist Monnets geprägt. Unter ihnen befand sich der spätere Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz, der 1992 den Abstimmungskampf für den Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) führte und das Land auch in die EU lotsen wollte. Nach dem Tod von Jean Monnet im März 1979 erteilte Frankreichs Präsident Giscard d'Estaing eine Sondererlaubnis für die Überführung von dessen Archiven nach Lausanne, wo regelmässig der Prix Jean Monnet vergeben wird. Hunderte von Lehrstühlen, Plätzen, Strassen, Schulen sind nach Monnet benannt. Zu Monnets hundertstem Geburtstag liess Präsident François Mitterrand dessen sterbliche Überreste ins Pariser Pantheon überführen, in dem die Republik ihrer unsterblichen Helden gedenkt.

Eine ähnliche Ehrung streben seine Freunde für Robert Schuman an. Zwischen 1958 und 1960 wirkte er als erster Präsident des Europäischen Parlaments, das ihm bei seinem Ausscheiden den Titel «Père de l'Europe» verlieh. Er starb 1963. 1989 wurde in Metz das Institut Saint-Benoît gegründet, um Schumans Seligsprechung zu erwirken. 2004 schickten seine Mitarbeiter dem Vatikan 150 Kilo Akten. Noch immer hat Rom nicht gesprochen. Ein Märtyrer war Robert Schuman nicht, aber als Wunder, das Europa von seinem historischen Fluch erlöste, könnten die Experten durchaus die unglaubliche Geschichte der europäischen Vereinigung und den siebenjährigen Frieden, den sie dem Kontinent bescherte, anerkennen.

Im europäischen Kalender wird der 9. Mai inzwischen als Gründungsereignis geführt. Ob er in hundert Jahren mit gleicher Inbrunst begangen werden wird wie einst die Nationalfeiertage? Noch steht er im Schatten des 8. Mai, an dem die Völker der Kapitulation Hitlers gedenken. Zum historischen Mythos taugt die Urszene im Salon de l'Horloge sehr wohl: Es gibt von der Pressekonferenz keinen Ton und keine Fotos.

Lesen Sie nächste Woche: «EU – pazifistische Utopie ohne gemeinsame Armee»



Inside Washington

Falsch gestrickt

Fanal zum Frauenmarsch. Doch die Bewegung ist im Begriff, sich zu spalten.

Bald heisst es wieder: Setzt die rosa Pussy-Mützen auf und holt die Anti-Trump-Schilder raus! Die dritte Version des Blockbuster-Frauenmarschs steht vor der Tür. Am 21. Januar sind Frauen rund um die Welt aufgerufen, gegen Patriarchat und alle Arten der Unterdrückung zu protestieren.

Doch vorerst sind die Rädelsführerinnen der Strickmützen-Brigade darum bemüht zu versichern, dass sie – entgegen jüngsten Vorwürfen – keine Judenhasser sind. Die Bewegung steht in heftiger Kritik, nachdem ein schockierender Bericht im jüdischen Magazin *Tablet* den vier Anführerinnen Antisemitismus vorwarf. Tamika Mallory, Co-Präsidentin des «Women's March Inc.», streitet die Vorwürfe ab. Wie sie der *New York Times* erklärt, gehe es ihr primär um die Hautfarbe: «Weisse Juden sind, wie weisse Menschen, Vertreter der *white supremacy* [Überlegenheit der Weissen].» Dabei seien Juden sowohl Täter als auch Opfer.

Derweil ist die Bewegung im Begriff, sich zu spalten. Gruppen in Houston, Washington DC, Alabama, Rhode Island, Florida, Portland, Illinois, Denver und Los Angeles haben sich in aller Form vom New Yorker Hauptquartier distanziert. Die Nationale Organisation für Frauen, die landesweit grösste feministische Organisation, kappt die finanziellen Verbindungen. Die Regionalgruppe von Washington State löste sich auf, mit der Begründung: «Wir können der jüdischen Gemeinde nicht in den Rücken fallen, indem wir Teil dieser Organisation bleiben.»

Women's March Inc. seinerseits bittet um Verständnis und Geduld. Eine Bewegung aufzubauen sei «chaotisch» und «schwierig». Die Worte blieben bislang ohne Wirkung. Schauspielerin und #MeToo-Aktivistin Alyssa Milano, die jüngst der *Weltwoche* ein Interview gab, sagte auf die Frage, ob sie an der Frauendemo sprechen werde: «Zu diesem Zeitpunkt lautet meine Antwort: Nein.» *Amy Holmes*

Reise an den Anfang der Zeit

Werden Menschen bald den Mars kolonisieren? Sind wir ganz allein, oder gibt es Leben im All? Und wo ist der Anfang von allem? Thomas Zurbuchen, Pfarrerssohn aus Heiligenschwendi und Forschungsleiter der Nasa, nimmt uns mit auf eine Reise durch Raum und Zeit. *Von Urs Gehriger*



«Wir sind Entdecker»: Astrophysiker Zurbuchen an der Startrampe der Delta IV Heavy, der grössten Nasa-Rakete, Cape Canaveral, Florida.

«Wir stehen an der Schwelle zu wirklich bahnbrechenden Ereignissen», sagt der hochgewachsene Mann mit einem Funkeln in den Augen. «Sie werden den Alltag für uns alle auf der Erde grundlegend verändern.» Die Begeisterung ist ihm ins Gesicht geschrieben. Und sie ist ansteckend.

Wir treffen Thomas Zurbuchen unter der Kuppel des Observatoriums auf dem Dach des Berner Gymnasiums Kirchenfeld. Der Astrophysiker ist auf Kurzvisite zurück in seiner Heimat. Aufgewachsen als Pfarrerssohn im Bauerndorf Heiligenschwendi im Berner Oberland, greift er in Amerika buchstäblich nach den Sternen. Seit 2016 leitet er die Forschungsmissionen der US-amerikanischen Raumfahrtbehörde Nasa. Als Wissenschaftsdirektor ist er für rund 10 000 Wissenschaftler zuständig und verfügt über ein Budget von jährlich sechs Milliarden Dollar.

Kurz vor Weihnachten hat ihn eine Stiftung an der Universität Bern, seiner Alma Mater, mit dem prestigeträchtigen Heinrich-Grenacher-Preis ausgezeichnet. In seiner Dankesrede konfrontierte er seine Kollegen mit einer simplen Frage: «Wie können wir unsere hochkomplexe Wissenschaft in Worte fassen, die auch ein Mensch versteht, der am Morgen neben dir im Zug sitzt?»

Die *Weltwoche* hat den schweizerisch-amerikanischen Doppelbürger gebeten, für ihre Leser genau dies zu tun. Wie ein Jules Verne der Moderne nimmt er uns mit auf eine Reise durch Raum und Zeit, entlang den Planeten und in entfernte Galaxien. «2021 werden wir Gigantisches erleben», sagt Zurbuchen. «Wir werden den Ursprung des Universums zum ersten Mal mit eigenen Augen sehen.»

Bevor man eine Reise beginnt, ist es gut, zu wissen, wie die eigene Adresse lautet. Wir stehen auf dem Dach des Gymnasiums Kirchenfeld in Bern auf dem Planeten Erde. Herr Zurbuchen, können Sie unser Zuhause im Universum genau lokalisieren?

Hätten Sie diese Frage vor 500 Jahren gestellt, wäre die Antwort sehr einfach gewesen: «Wir sind im Zentrum des Universums.» Damals dachten wir, alles drehe sich um uns. Was seither geschah, kann man als eine Serie von grossen Abwertungen bezeichnen. Heute lautet die Antwort: «Wir befinden uns irgendwo im Universum, in einer durchschnittlichen Galaxie, auf einem sehr durchschnittlichen Arm dieser Galaxie, mit einem durchschnittlichen Stern und einem durchschnittlichen Nachbarplaneten.» Aus Sicht eines Ausserirdischen gibt es überhaupt nichts Ungewöhnliches an unse-

rem Ort festzustellen. Das einzige wirklich Besondere ist, dass es uns gibt.

Sie stammen aus Heiligenschwendi oberhalb des Thunersees. Erinnern Sie sich an den Moment, als Sie als Kind erstmals bewusst in den Himmel geschaut haben?

Ich erinnere mich, dass ich ziemlich viel Zeit auf unserem Hausdach zugebracht habe. Ich



«Es wird gewaltig»: Spiralgalaxie M106.

lag auf dem Rücken und schaute in die Sterne. Ich verspürte dann immer eine Art Schauer, eine Ahnung, dass der Himmel und die Sterne wichtig sind. Heute weiss ich natürlich viel mehr über die Sterne. Ich weiss, dass einige dieser Sterne in Wirklichkeit keine Sterne, sondern Galaxien sind, einige sind Gaswolken, Geburtsorte von neuen Sternen. Aber als Kind drehte sich alles um die Schönheit und die Wichtigkeit des Nachthimmels.

Vor fünfzig Jahren, am 21. Dezember 1968, startete die erste Mission zur Umrundung des Mondes. Das Unternehmen war ein sehr riskantes Duell mit der Sowjetunion. Wür-

«2021 werden wir den Ursprung des Universums zum ersten Mal mit eigenen Augen sehen.»

den Sie als Forschungsleiter der Nasa heute dieses Risiko eingehen?

Es ist schwer vorzustellen, aber ich würde sagen: «Ja.» Das Risiko war es wert, aus politischen Gründen. Bis zu jenem Zeitpunkt waren die Nasa und die USA in jedem Rennen immer Zweite. Die Sowjets waren die Ersten im Weltraum, sie liessen das erste Objekt um die Erde kreisen, sie hatten die ersten Menschen, die erste Frau im Weltraum. Das war extrem frustrierend. Und es gab Anzeichen, dass die Sowjets versuchen würden, als Erste

zum Mond zu fliegen. Die Amerikaner entschlossen sich also, trotz grossen Schwierigkeiten diese Wette einzugehen.

Die Nasa warnte die Ehefrau des Apollo-8-Kommandanten Frank Borman diskret, die Chance, dass ihr Mann überlebe, liege bei 50 Prozent.

Bei den Testflügen hatte es gravierende Probleme gegeben. Ich erinnere daran, dass alle drei Astronauten von Apollo 1 bei einem Test ums Leben kamen. Um mit Apollo 8 Erfolg zu haben, mussten die Ingenieure der Nasa eine Rakete bauen, die während der Umrundung des Mondes einen Neustart machen konnte, sonst würden die Astronauten sterben. Während des Testflugs funktionierte er nicht. Die Umrundung des Mondes war ausgerechnet auf Weihnachten angesetzt. Sollte die Mission scheitern, würde die ganze Welt zuschauen, wie die Amerikaner am wichtigsten Festtag ihre Leute umbringen.

Apollo 8 war ein Erfolg. Und kurz darauf, im Juli 1969, spazierten die ersten Menschen auf dem Mond herum.

Apollo 11 ist die Mission, die bis heute in aller Munde ist. Doch Apollo 8 war in vieler Hinsicht wichtiger als Apollo 11. Es war wie bei einem Autorennen.

Man geht das Risiko ein, den führenden Wagen zu attackieren. In dem Moment, da man ihn überholt, beginnt man zu gewinnen. Mit Apollo 8 überholten die Amerikaner die Sowjets. Von da weg zogen sie einfach davon.

Nun haben wir erfahren, dass Sie wieder Menschen auf den Mond bringen wollen.

Ja.

Aber das haben wir ja bereits gemacht. Warum noch einmal?

Als wir zum ersten Mal hingingen, geschah dies aus Nationalstolz. Astronauten steckten die Flagge ein, setzten ihre Fussabdrücke in den Mondstaub, dann verreisten sie wieder. Heute haben wir ein ganz anderes Ziel: Wir gehen nicht zurück zum Mond, wir gehen vorwärts auf den Mond. In den letzten fünfzig Jahren haben wir gelernt, im Weltraum zu leben. Wir gehen auf den Mond, nicht bloss um dort zu bleiben, als Endstation, sondern als Zwischenstopp auf dem Weg zum Mars. Wir wollen den Raum vergrössern, in dem wir leben und arbeiten können. Als Erstes wollen wir eine Kommandokapsel in der Nähe des Mondes installieren. Das Ziel ist es, in dieser kleinen Weltraumstation für längere Zeit zu leben. Das ist ein unabdingbarer Schritt, wenn wir weiter zum Mars reisen wollen.

Vor wenigen Wochen sassen Sie in einem Kontrollraum in Kalifornien. Hochkonzentriert beobachteten Sie, wie Ihre Nasa-Spezialisten das Roboterraumschiff «In-

sight» auf dem Mars aufsetzten. Warum war diese Landung so wichtig?

Mars und Erde sind Zwillinge. Vor drei Milliarden Jahren waren sie sich viel ähnlicher als heute. Vor drei Milliarden Jahren hatte der Mars wie die Erde Ozeane. Obwohl seine Ozeane bloss 150 Meter tief waren, war ein grosser Teil der Marsoberfläche mit Wasser bedeckt. Der Mars hatte auch eine Atmosphäre. Möglicherweise gab es auf dem Mars sogar Anfänge von Leben, wie auf der Erde vor drei Milliarden Jahren. Aber dann geschah etwas, was unser Verständnis übertrifft, etwas, was dazu führte, dass unsere beiden Planeten heute sehr unterschiedlich sind.

Dieses Rätsel versuchen Sie mit «Insight» zu entschlüsseln?

Wir gehen davon aus, dass die Erklärung für das, was vor drei Milliarden Jahren geschah, unter der Oberfläche des Mars liegt. «Insight» ist der erste Robotergeologe auf der Marsoberfläche. Wir haben noch nie das Innere des Planeten gesehen. Wir sind überzeugt, dass vieles von der Geschichte des Mars, aber auch von der Geschichte der Erde in diesem Planeten versteckt ist.

Für uns Menschen, die wir uns gerne an der frischen Luft frei bewegen, ist die Vorstellung, dort oben zu leben, ziemlich beklemmend. Wie stellen Sie sich menschliches Leben auf dem Mars vor?

Erst einmal sehe ich den Mars nicht als Ersatz für die Erde. Eine sehr gute und treffende Weise, sich Leben auf dem Mars vorzustellen, ist der Vergleich mit einem Basislager an einem sehr hohen Berg. Nicht jeder zieht samt Kindern nach Tibet oder wo immer die berühmten Basislager sind. Aber einige von uns tun es – Forscher, ein paar Leute mit grosser Erfahrung. Manchmal ist es von grossem Nutzen, genau dies zu tun.

Wie könnte langfristiges Leben auf dem Mars jenseits der Basislager aussehen?

Es gibt einige Leute, die glauben, dass wir den Planeten Mars in einen erdähnlichen, bewohnbaren Himmelskörper umformen können. Man nennt dies Terraforming. Das könnte eine gute Idee sein. Wie realistisch sie ist, weiss ich nicht. Die ersten Menschen auf dem Mars werden eine sehr harsche Umgebung vorfinden. Ihre erste Aufgabe wird es sein, herauszufinden, wie man Leben auf dem Mars aufrechterhalten kann. Wenn man irgendetwas Lebendiges – Pflanzen, Bakterien – ungeschützt auf der Marsoberfläche aussetzt, ist es innert Minuten tot, wegen des ultravioletten Lichts und der Strahlung, die auf den Planeten niederbrennt. Es gibt keinen Filter. Die Atmosphäre misst bloss 5 Prozent derjenigen der Erde. Und die Temperaturschwankungen sind grauhaft. Es ist schrecklich schwie-

rig, dort zu leben. Aber wissen Sie, es ist auch schwierig, auf hohe Gipfel zu steigen. Wir tun es trotzdem, weil wir Menschen sind. Wir sind Entdecker.

Die Universität Bern, wo Sie in Astrophysik promoviert haben, ist essenziell beteiligt an der Mars-Erkundung. Welchen Stellenwert hat Bern in der Weltraumforschung?

Die Universität Bern ist eine der wichtigsten Forschungsinstitutionen und eine der relevantesten Lehrinstitutionen für Weltraumforschung in der ganzen Welt. So einfach ist das! Das Berner Experiment auf dem Mond während der Apollo-11-Mission vor fünfzig Jahren machte den Anfang. Das Experiment war sehr simpel: Eine Folie wurde dem Solarwind auf der Mondober-

«Die Universität Bern ist führend in der Raumforschung. Wenn man hier etwas baut, funktioniert es.»

fläche ausgesetzt. Seither hat Bern seine Führerschaft nie aufgegeben.

Was ist der Schlüssel für diesen Erfolg?

Die Leute. Die Leute hier sind strapazierbar. Sie leisten harte Arbeit. Viele sprechen über die Errungenschaften der Professoren. Ich denke, sie sind wichtig, aber nicht am wichtigsten. Gute Ingenieure und gute Techniker mit ihren Teams sind entscheidend. Wenn man in Bern etwas baut, funktioniert es. Nicht viele Leute schaffen das so gut wie die Berner Gruppe. Talent und das stabile Forschungsumfeld sind also der Schlüssel für den Berner Erfolg.

Folgen wir auf unserer Reise durch das Sonnensystem der Spur von Voyager. Als die beiden Raumsonden 1977 auf den Weg geschickt wurden, war ihre Technologie im Vergleich zu heute auf Steinzeitniveau. Doch vierzig Jahre nach ihrem Start sind sie immer noch unterwegs.

Niemand hätte gewettet, dass sie so lange unterwegs sein würden. Es war in jeder Hinsicht eine riskante Mission. Sie wurde lanciert, um Jupiter und Saturn zu untersuchen. Die Nasa-Forscher sagten sich: «Wir machen zwei Planeten, und wenn wir Glück haben, fliegen wir weiter zu Uranus und Neptun.» Denn alle 175 Jahre ist die Konstellation so, dass sie sich alle auf einer Linie befinden. Man kann also einen nach dem anderen in einem Zug anpeilen. Doch es gab das Risiko, dass Voyager es erst gar nicht bis zu Jupiter schaffen würde, weil die Strahlungsumgebung dort so schrecklich ist. Also bauten sie zwei Voyager-Sonden. Beide reisten immer weiter, und bald taufte die Forscher das Unternehmen in «interstellare Mission» um.

Obwohl sich Voyager 1 und 2 bereits im interstellaren Raum bewegen, senden sie immer noch Signale auf die Erde.

Voyager ist ebenso relevant für die Forschung, wie es das Apollo-Programm war. Es ist eine Demonstration, wozu Wissenschaft fähig ist. Es gab damals kaum relevante Erfahrungen. Viele dieser Forscher waren Dreissigjährige, die etwas Cooles geschaffen haben, etwas für die Ewigkeit. Die Bilder von Neptun und Uranus in jedem Schulbuch der ganzen Welt stammen von Voyager. Voyager hat die Art verändert, wie wir unser eigenes Sonnensystem, wie wir unsere eigene Welt betrachten.

Wie sehen die Erde und die anderen Planeten aus Sicht von Voyager am Rand unseres Sonnensystems aus?

Das ist eine interessante Frage. Ich habe mein Team tatsächlich gefragt: «Können wir Voyager umdrehen und ein letztes Bild unseres Planetensystems aufnehmen?» Täten wir das, wäre die Sonne immer noch der hellste Stern. Obwohl die Voyager seit meiner Kindheit unterwegs sind, haben sie, im übertragenen Sinn, kaum den Bahnhof in Richtung Paris verlassen. Sie haben nicht einmal ein Prozent des Weges zum nächsten Stern zurückgelegt. Wir sind also immer noch sehr, sehr, sehr nahe an unserem eigenen Stern.

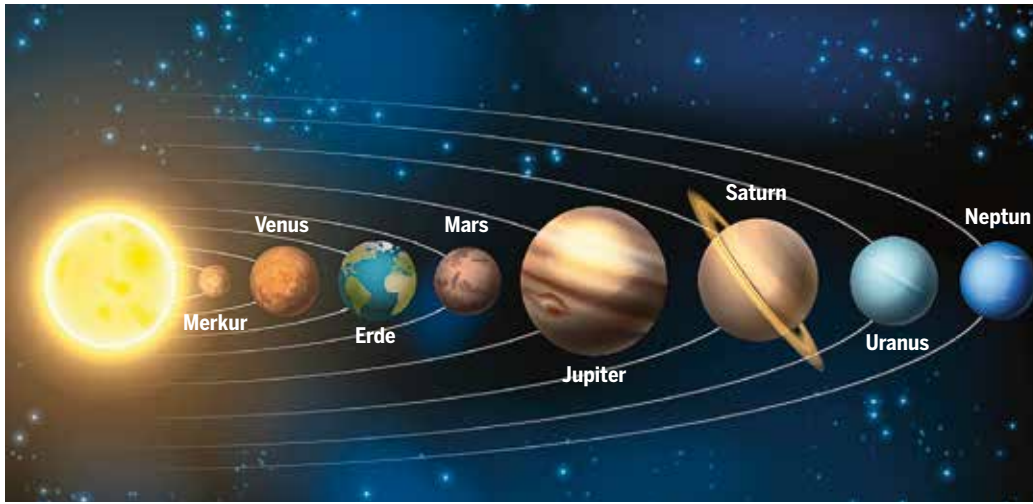
Wie heisst der Stern, der sich am nächsten bei unserem Sonnensystem befindet? Alpha Centauri?

Proxima Centauri. Er ist ein paar hunderttausend Mal die Entfernung Sonne–Erde entfernt.

Als ich zur Vorbereitung für unser Treffen bis in die frühen Morgenstunden tief in den Weltraum eintauchte, ergriff mich ein schauriges Gefühl der Einsamkeit. Fühlen Sie sich manchmal einsam bei Ihrer Arbeit?

Einsamkeit ist etwas, worüber die Leute nicht gerne sprechen. Als eine Führungsperson fühlt man sich von Zeit zu Zeit einsam. So ist es nun einmal. Der einfache Grund dafür ist: Wenn mir ein Fehler unterläuft, werde ich in der Kritik stehen – nicht mein Team. Ich fühle mich nicht einsam in einem seelischen oder psychologischen Sinn, weil ich eine Familie und gute Freunde habe. Aber Führungsleute und Erfinder arbeiten jenseits der Gebiete, in welchen die meisten Menschen ihr Leben verbringen. Dort fühlt man sich zeitweise allein, aber man lernt diese Einsamkeit auch schätzen. In den frühen Morgenstunden, in Abgeschiedenheit, hat man manchmal die besten Ideen. Der Einsamkeit wohnt also auch eine Kraft inne, sie ist nicht einfach nur furchteinflössend. Viele religiöse Erfahrungen stehen in einem Bezug zur Abgeschiedenheit, denn wenn man allein ist, eröffnen sich neue Räume.

In der Kapsel von Voyager 1 wurden zwei goldene Schallplatten deponiert. Sie enthalten Grüsse in Dutzenden von Sprachen, Geräusche von Tieren und Leben auf der Er-



«Seid offen für Überraschungen»: Planeten im Sonnensystem.

de. Gibt es den Hauch einer Chance, dass diese Kapselpost von anderen Lebewesen gefunden wird?

Ja, sie ist klein ... Aber einen Hauch einer Chance gibt es.

Also gibt es Hoffnung auf anderes Leben im Weltraum?

Absolut.

Welche Belege dafür haben Sie?

Ich habe nicht gesagt, ich wisse, dass es anderes Leben gibt. Als Wissenschaftler kennen wir einige Kriterien, die erfüllt sein müssen, damit Leben entsteht. Wir kennen gewisse Umgebungen, in welchen physikalische und chemische Systeme beginnen. Sauerstoff zum Beispiel, der Teil des Wassers ist. Sauerstoff für sich allein ist eine sehr aggressive Chemikalie; sie kann viele Dinge zerstören. Sie bringt zum Beispiel Eisen zum Rosten. Es gibt viel Sauerstoff im Universum. Wasser ist also wirklich hilfreich, weil es eine schreckliche Chemikalie bindet und sie nützlich macht. Wasser ist auch deshalb nützlich, weil es Chemikalien ermöglicht, sich zu bewegen und einander zu finden. Wasser ist also ein wichtiger Bestandteil für die Entstehung von Leben.

Welche anderen Bausteine ausser Wasser hat man entdeckt?

Wir müssen komplexe Chemikalien bilden, damit sich Leben entfaltet. Nun, die Berner Forschungsgruppe, von der wir gesprochen haben, hat Glycin in Kometen gefunden. Glycin ist die kleinste aller Aminosäuren, und es wird von Kometen gebildet. Kometen enthalten einige der ältesten Materialien im Sonnensystem. Das ist erstaunlich. Wie schafft die Natur das? Wir gehen davon aus, dass chemische Verwicklungen und Leben miteinander in Zusammenhang stehen. So bilden wir eine Brücke. Wissenschaft dreht sich nicht bloss um alles, was man beweisen kann. Sie beinhaltet auch Dinge, die Sinn machen, aber noch nicht bewiesen werden können.

Welches sind die drei wichtigsten Erkenntnisse, die Sie in Ihrer Forschungskarriere gewonnen haben?

Es gibt ein afrikanisches Sprichwort: «Wenn ihr schnell gehen wollt, geht alleine. Wenn ihr weit gehen wollt, geht zusammen.» Wenn du also in der Forschung viel erreichen willst, dann lerne, in Teams zu arbeiten. Teams mit einer Vielfalt von Mitgliedern sind besonders stark. Wenn du das einmal gelernt hast, werden sich viele Türen öffnen. Wissenschaft ist ein Team sport. Das ist die erste Erkenntnis. Zweitens: Unterschätze nie, was du tun kannst. Menschen überschätzen normalerweise, was sie innerhalb eines Jahres tun können. Aber sie unterschätzen fast komplett, was sie in zwanzig

«Wir stehen an der Schwelle zu wirklich bahnbrechenden Ereignissen.»

Jahren zu erreichen in der Lage sind. Benutze also deine Ambitionen, um nach vorne zu drängen. Und lass dich vom Realismus nicht zu sehr zurückbinden. Die dritte Lektion lautet: Seid offen für Überraschungen. Darum geht es in der Wissenschaft: offen zu sein für Überraschungen.

Blicken wir in die Zukunft. Die Nasa hat grosse Projekte in Vorbereitung. Was begeistert Sie am meisten?

Wir stehen an der Schwelle zu wirklich bahnbrechenden Ereignissen. Das begeistert mich am meisten. Wenn alles läuft wie geplant, nehmen wir 2021 das neue Weltraumteleskop in Betrieb, das James-Webb-Teleskop, den Nachfolger von Hubble. Sein Spiegel ist dreimal grösser als der von allen bisherigen Teleskopen. Wir werden den Anfang der Zeit sehen – den Ursprung des Universums.

Das wird eine unglaubliche Offenbarung!

Oh, es wird gewaltig. Vorausgesetzt, alles funktioniert wie geplant (*klopft auf den*

Holztisch). Und es stehen weitere bahnbrechende Entwicklungen an. Wir stehen an der Schwelle zur Verbesserung der Wetterprognosen. Wir werden das Ausmass von Katastrophen besser abschätzen können in einer Weise, die Leben rettet. Auch im Privatsektor stehen bahnbrechende Ereignisse an. In fünf Jahren werden wir überall Internet haben – Internet aus dem Himmel. In Afrika braucht man dann keine Telefon- und Datenlinien mehr zu bauen. Das wird die Art, wie wir auf der Welt kommunizieren, grundsätzlich und überall verändern.

Damit haben Sie bereits meine nächste Frage beantwortet: warum Ihre Projekte wichtig sind für unsere Kinder und für die gesamte Menschheit.

Nun, Weltraumforschung ist sehr nützlich. Aber noch wichtiger ist: Sie lehrt uns etwas über die Natur. Deshalb steigen wir auf Berge. Nicht bloss, um fit zu bleiben, sondern weil wir dort Natur erfahren. Ich hoffe, Sie, Ihre Kinder und Freunde werden alle erkennen, dass es etwas Wichtigeres gibt als unsere kleinen Leben.

Sie sind in einem Pfarrhaus aufgewachsen. Haben Sie während Ihrer Erkundungen im Weltraum je die Präsenz Gottes erfahren?

Das Gefühl, das ich eben beschrieben habe, setzen viele in Verbindung mit Religion. Es gibt Leute, die noch bessere Wissenschaftler sind als ich, die von ihrem persönlichen Gott in Bezug auf diese Naturerfahrung sprechen. Auch Atheisten machen diese Naturerfahrung. Sie können diese Erfahrung, dass es Wichtigeres gibt als unsere kleinen Leben, als göttliche Erfahrung bezeichnen. Ich habe kein Problem damit. Für mich persönlich hat es auch damit zu tun, aber einfach weniger konkret. Vielleicht ist es der Wissenschaftler in mir, der denkt, dass wir jedes Detail immer korrekt benennen müssen.

Sie haben soeben angekündigt, dass wir bald den Ursprung des Universums sehen werden. Da drängt sich die Frage aller Fragen auf: Wer hat das alles geschaffen?

Ich weiss es nicht. Als Wissenschaftler muss das meine Antwort sein. Sie fragen, was ganz am Anfang, vor dem Urknall, war. Das Problem, das ich damit habe: Ich weiss gar nicht erst, wie ich mir das vorstellen soll. Als Wissenschaftler habe ich kein Problem zu sagen: «Dies gehört in den Kübel mit den Dingen, die ich nicht weiss.» Dieser Kübel ist übrigens riesig! Die meisten Dinge im Universum sind in diesem Kübel. Wir wissen nicht sehr viel. Die gute Nachricht lautet: Wir können immer noch sehr viel lernen. Das finde ich sehr beruhigend.

Mehr zum Thema: Mit der Nasa auf zur Sonne und warum der Saturn seine Ringe verliert – nachzulesen in der Originalversion dieses Interviews (auf Englisch) auf www.weltwoche.ch/International



Auf allerhöchstem Niveau: Model und Modeschöpferin Blondeau.



Gesicht der Schönheit

Von Michael Bahnerth

Das Gesicht eines Menschen besteht aus dem vorderen Teil des Kopfes mit Augen Nase und Mund, ist die Visitenkarte seines Trägers, und nicht bei jedem oder jeder sieht es physiognomisch vorteilhaft aus. Es gibt Gesichter zum Hin- und solche zum Wegschauen, Gesichter zum Vergessen und solche, die man nie mehr loswird.

Natürlich haben auch einige Männer schöne Gesichter, aber das soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass das schöne Gesicht ein Privileg der Frau ist und vielleicht auch ein kleiner Fluch, weil ein schönes Gesicht dazu angetan ist, der wirklichen Schönheit einer Frau wie innere Werte die Show zu stehlen. Und natürlich ist es eine weitere Gemeinheit des Mannes, dass er, zumindest auf den ersten Blick, ein schönes Gesicht allen schönen inneren Werten vorziehen würde.

Das Gesicht der Frau ist längst ein Objekt der Vermessung auch. Beim idealen Frauengesicht sollte der Abstand zwischen den Pupillen etwa halb so gross sein wie der Abstand zwischen den Ohren. Und der Abstand zwischen Augen und Mund sollte rund ein Drittel des Abstandes zwischen Haaransatz und Kinn betragen.

«Kühnheit, Leidenschaft»

Das schönste Gesicht der Welt besitzt gerade eine, wen wundert's, Französin. Sie ist siebzehn Jahre alt, ist Model, entwirft eigene Mode und heisst Thylane Blondeau. Würden all die Prousts und Flauberts und Balzacs noch leben, Thylanes Schönheit würde sie so verzaubern, dass sie all das, was sie damals über Frauen geschrieben haben, wegwerfen würden und nochmals neu anfangen. So schön ist sie. Sie war übrigens schon als Sechsjährige das schönste Mädchen der Welt.

Gewählt wurde Thylane von einer hundertköpfigen, etwas gesichtslosen Jury von Filmkritikern, die unter den unzähligen schönen Frauengesichtern jenes suchten, das «Anmut, Eleganz, Originalität, Kühnheit, Leidenschaft, Klasse, Haltung und Hoffnung» zum Ausdruck bringt. «Das ist etwas viel für ein einzelnes Gesicht», mag man einwenden, aber man findet das schon bei Thylane, wenn man will.

Sie hat, so kann man feststellen, ein eklektisches Gesicht auf allerhöchstem Niveau; da ist die vulkanische Erotik einer Sophia Loren, das Edelschlampige einer Brigitte Bardot und die Zeitlosigkeit einer jungen Catherine Deneuve. Und was sagt das Gesicht, das zum schönsten gewählt wurde? Eigentlich nicht viel, nur danke. Vermutlich ist Blondeau ein kluges Mädchen.



Kraftort gelebter Spiritualität: Kloster Maria Hilf Gubel in Menzingen ZG.

Reformation

Wo Zwinglis Macht zerschellte

Vor exakt 500 Jahren begann der Reformator Huldrych Zwingli am Zürcher Grossmünster zu wirken. 1531 fiel er im Zweiten Kappelerkrieg. Unweit des Schlachtgebiets ist CVP-Präsident *Gerhard Pfister* aufgewachsen. Hier geht er Zwinglis Spuren nach.

Kürzlich unterhielt ich mich per Mail mit einem Journalisten über die mystisch-historische Landschaft der «Zuger Highlands», des Gebiets Sattel, Morgarten, Ägeri, Menzingen, auslaufend in die Ebene von Baar und zur Kantonsgrenze zu Zürich hin bei Sihlbrugg oder Kappel am Albis.

Er schrieb mir, er sei in den Weihnachtstagen wieder einmal durch diese Gegend gefahren, gewandert. Einer seiner Vorfahren sei bei der Schlacht am Gubel gefallen, «für Sie aber auf der falschen Seite». Ich war etwas überrascht. Denn die Schlacht am Gubel ist kaum jemandem noch ein Begriff. Morgarten dagegen hat einen festen Platz in

der Erinnerungskultur der Schweiz, selbst wenn die historische Faktenlage dünn ist. Die Schlacht am Gubel 1531 aber ist historisch belegt. Sie beendete den Zweiten Kappelerkrieg definitiv. Bei der Schlacht bei Kappel ein paar Tage zuvor und unweit der Kantonsgrenze fand der Zürcher Reformator Zwingli den Tod. Mit dem Sieg der katholischen Kantone war der Plan Zwinglis, die ganze Eidgenossenschaft der Reformation zuzuführen, gescheitert. Zug blieb katholisch, die Zürcher mussten ihre Machtansprüche auf die Innerschweiz begraben.

«Ex Voto»

Der Zuger Filmmacher Erich Langjahr setzte der historischen Zuger Landschaft mit zwei grossartigen filmischen Werken ein künstlerisches Denkmal: «Morgarten findet statt»,

1978, und «Ex Voto», 1986. «Ex Voto» ist der lateinische Begriff für die Dankesbezeugungen und Motivbilder, die in der katholischen Volksfrömmigkeit eine wichtige Rolle spielten. Langjahr geht in seinen Filmen durch diese historische Landschaft, porträtiert Menschen und lässt sie erzählen. Es gelingt ihm besser, als ich es könnte, Geschichte, Kultur, Gegenwart und Geografie zu verschmelzen und den Reiz dieser Zuger Hügel- und Seenlandschaft darzustellen.



Zwingli (1484–1531).

Für mich, der ich in dieser Gegend aufgewachsen bin und immer noch dort lebe, ist der Name Zwingli erstmals in meiner Kindheit in Verbindung mit der

Schlacht am Gubel ein Begriff geworden. Und wie die Habsburger bei Morgarten, so war auch dieser Zwingli für mich eine Bedrohung, gegenüber der sich die Innerschweizer, also «wir», behaupten konnten. Umso mehr, als das Deckengemälde in der Klosterkirche auf dem Gubel einen unverkennbaren künstlerischen Beweis darstellt, dass die Sieger die Geschichte schreiben.

Selbstbehauptung der Zuger

Der Angriff der Ägerer unter Führung von Christian Iten in der Nacht vom 23. auf den 24. Oktober 1531 auf das Lager der zahlenmässig stärkeren Reformierten, die sich nach der verlorenen Schlacht bei Kappel an die Hänge des Gubels zurückgezogen hatten, geschieht unter der Schirmherrschaft der Heiligen Gottesmutter, die, auf einer Wolke

thronend, das Schlachtengeschick zugunsten der Katholiken lenkt.

Zwingli war damals schon tot. Und die Selbstbehauptung der Innerschweizer war weniger religiös motiviert, als es die nachträgliche Interpretation glauben machen wollte. Der Historiker und ehemalige Nationalrat Jo Lang erwähnt als die beiden wichtigsten Gründe, warum die Innerschweiz nicht reformiert wurde: Die reformatorischen Anliegen in der Innerschweiz seien bereits verwirklicht gewesen, und das Söldnerwesen habe «zusätzlich hemmend gewirkt» (<http://www.ref-zug.ch/kanton-zug/jubilaeum-2013/warum-wurde-die-innerschweiz-nicht-reformiert>).

Wie bei den meisten Konflikten, die als «Kriegsgrund» religiös formulierte Begründungsideologien aufweisen, sind also auch bei den Kappelerkriegen und bei der Schlacht am Gubel territoriale und politische Machtansprüche die wirklichen Kriegsursachen gewesen.

Ende der Rivalität

Noch heute gedenkt man am sogenannten Schlachtjahrzeit den Ereignissen auf dem Gubel. Diese Gedächtnisfeiern jeweils Ende Oktober waren jahrhundertlang ein zentrales Ereignis für die Katholisch-Konservativen. Heute treffen sich jeweils noch ein paar mehrheitlich bürgerliche und konservative Politikerinnen und Politiker auf Einladung der Klostersgemeinschaft an einem Samstagmorgen Ende Oktober auf dem Gubel zur Messe, mit anschliessendem Apéro und Mittagessen im Restaurant neben dem Kloster. Es geht nicht mehr um konfessionelle Rivalität, sondern um die Erinnerung, das

Gedächtnis, auch um Dankbarkeit, dass heutzutage das Gemeinsame der Konfessionen wichtiger ist als das Trennende, Unterschiedliche.

In diesem Geist fand denn auch 1981, anlässlich des 450-Jahr-Jubiläums der Schlacht am Gubel, eine ökumenische Feier statt, und bei der Ölberg-Kapelle wurde folgende Tafel angebracht: «1531 gegeneinander – 1981 aufeinander zu». Eine zweite ökumenische Feier fand im Reformationserinnerungsjahr 2017 statt. Eindrücklich zeigten reformierte und katholische Kirchenvertreter aus dem Ägerital und der Stadt Zug, «dass der gemeinsame Glaube der Konfessionen in einem lebendigen Miteinander ausgedrückt wird», wie es der katholische Gemeindeleiter gegenüber der *Zuger Zeitung* formulierte.

Die Landschaft um Gubel und Ägerital ist auch heute noch eine vom Christentum geprägte Kulturlandschaft mit verschiedenen Kraftorten gelebter Spiritualität. Man begegnet neben dem Kloster Maria Hilf auf dem Gubel auch dem barocken Kuppelbau der Ordensgemeinschaft der Schwestern vom Heiligen Kreuz in Menzingen, dem Zentrum der konservativen Piusbruderschaft und dem Lassalle-Haus der Schweizer Jesuiten in Bad Schönbrunn bei Edlibach.

Oase im Wirtschaftskanton

Das Lassalle-Haus ist ein Ort des interreligiösen Dialogs und der Mystik aus christlicher und östlicher Tradition. Das Haus führt ein umfangreiches Kursprogramm zu den Themen Fasten, Medizin und Spiritualität. Es bietet auch geistliche Begleitung, Gottesdienste und Meditation sowie Raum für Langzeitgäste auf der Suche nach einer Auszeit oder Neuorientierung, wie es auf der Homepage der Gemeinde Menzingen heisst. Wer das Klischeebild des Kantons Zug als Hort des Materialismus und der Wirtschaft korrigieren will, kann das im Lassalle-Haus tun, wo für mich auf einzigartige Weise eine Verbindung von Geschichte, Moderne, Christentum und Zen gelungen ist, die auch im 21. Jahrhundert spirituell suchenden Menschen viel geben kann.

Wer sich aufmacht, auf den Spuren Zwinglis rund um den Gubel zu wandern, wird zwar wenig über ihn selbst erfahren, aber viel von seinem Wirken, von der Selbstbehauptung der Innerschweizer, den religiösen Konflikten, die die Schweiz lange Jahrhunderte fast spalteten, und von der Verbindung von Volksfrömmigkeit, Kultur, Geschichte und moderner gelebter Spiritualität in einer wunderschönen Natur. Ein Besuch lohnt sich, gerade im Jahre 2019.



Gerhard Pfister, 56, studierte Literatur und Philosophie. Seit 2016 ist er Präsident der CVP.

Film

Bleiche Exerzitionen

Der neue «Zwingli», eine der teuersten Schweizer Produktionen, ist Kino von gestern.

Von Wolfram Knorr

Klar, das muss er sein, wie er da, im Pferdegesspann über die Strasse rumpelnd, sitzt. Den frohgemuten Optimismusblick, den Volksaufklärungselan im aufgeräumten Gesicht! Das kann nur Huldrych Zwingli (1484–1531) sein, auf dem Weg zur Reformation! Hallo Zürich, da bin ich schon, um euch vom Joch der Knechtschaft und Unwissenheit zu befreien! Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit! Kaum hat er das Stadttor hinter sich und das Grossmünster vor sich, da schallt es schon fröhlich dem neuen Leutpriester entgegen. Und dann hält er seine erste Predigt, in Deutsch natürlich und nicht in Latein!



Und das Leben? Zwingli (Max Simonischek).

Und so schreitet er zügig voran, gegen jeden Widerstand. Die Pest kann ihn nicht umhauen, der Klerus auch nicht und die Vorwürfe der Ketzerei sowieso nicht. Dafür hat er den Rat, den Bildersturm und das Wurstessen auf seiner Seite, nur die Täufer lässt er in der Limmat entsorgen. Na ja, muss halt sein. Zwinglis Durchmarsch ist ausschliesslich seinen Weggenossen zu danken, die, ob freundlich gesinnt oder nicht, Randfiguren, Statisten bleiben. Der Historie verpflichtet, dürfen sie auch mal lautstark protestieren oder ihm in dunkler Gasse eins über die Rübe ziehen. Alles harmlos. Und so wie er 1519 nach Zürich einfuhr, so verschwindet er wieder 1531 in der Schlacht bei Kappel.

«Unarten» des modernen Films

Es gab schon einmal einen «Zwingli» (1983), aber jetzt, zum Jahr der Reformation und den zahlreichen Aktivitäten dazu, hat man

kräftig Geld lockergemacht, um ein grosses Historienspektakel über den Zürcher Reformator auf die Beine zu stellen. Keine Kosten scheuend – sechs Millionen Franken! – liess man mit computergenerierten Bildern Zürich wie im 16. Jahrhundert erscheinen, aaste mit Requisiten und Kostümen – und vergass dabei jede Lebendigkeit. Regisseur Stefan Haupt («Der Kreis») und Autorin Simone Schmid («Der Bestatter») haken sauber alle wichtigen Stationen Zwinglis ab – Evangelium auf Deutsch, Pest, Ehe, Wurstessen in der Fastenzeit, Ketzereivorwurf, Disputationen, Bildersturm, Bibelübersetzung, Märtyrertod. Abgearbeitet wie bleiche Exerzitionen.

Max Simonischek spielt Zwingli und bemüht sich, soweit der Rollenrahmen es eben zulässt. Dass auch er ein Mensch mit Widersprüchen und Spannungen war, rigide Regeln durchsetzte wie Kleidervorschriften und Reglementierungen für Kinderspiele, auch Denunziation förderte – Fehlanzeige. Dass er hochmusikalisch war und später Musik verbot – Fehlanzeige. Zwingli war von Ehrgeiz, Aufklärung, Macht angetrieben, sonst wäre er wohl nie so weit gekommen. Nichts davon ist spürbar. Haupt und seine Autorin Schmid haben Zwingli jegliches Leben ausgetrieben und ihn, und alle anderen auch, in gestelzte Dialoge und hölzerne Bewegungen gepresst, ohne Entwicklung, ohne Steigerung, ohne Leidenschaft, ohne Psychologie, ohne jegliche Emotionen. Ein besonders trauriges Beispiel ist die Rolle des Zwingli-Freundes und Bibel-Mitübersetzers Leo Jud (Anatole Taubman), mit dem Haupt und Schmid aber auch gar nichts anfangen können, ausser ihn halt neben Zwingli zu platzieren. So hübsch manche Bildarrangements auch sind, die Pappkameraden in ihnen werden dadurch nicht lebendiger. Zuweilen kommt einem der Verdacht, Haupt und Schmid hätten ganz bewusst alle «Unarten» des modernen Films vermeiden wollen: süffige Eingängigkeit, spannender Aufbau, ambivalente Charaktere, Ambiente und was der «Sünden» unserer Zeit mehr sind.

Überhaupt scheint «Zwingli» das zu sein, was zu meiner Pennälerzeit der sogenannte «Matinee-Film» war: der für Schulklassen ausgedörrte «Bildungsfilm», bei dem man sich verzweifelt die «tollsten Geschichten von Donald Duck» herbeisehnte. ★☆☆☆☆ Zwingli. Regie: Stefan Haupt, ab 17. Januar im Kino

Höflich die Ohren langziehen

Strafen ist aus der Mode geraten. Jede elterliche Massnahme, die nicht dem Willen des Kindes entspricht, gilt heute als psychische Gewaltanwendung. Aber wie, bitte schön, darf man überhaupt noch seine Kinder erziehen? *Von Reto Hunziker und Lucia Götz (Illustration)*

Ich bin verwirrt. Soeben hat sich der Junior Lgeweigert, das Altglas zu entsorgen. Was allerdings sein *Ämtli* ist und somit *conditio sine qua non* fürs Sackgeld. Darum meine Reaktion: «Gibt's halt kein Sackgeld.» Das fand wiederum meine Frau nicht in Ordnung, denn eigentlich habe das eine mit dem anderen ja nichts zu tun, und es sei ja schon gut, konsequent zu sein, aber strafen fände sie jetzt wirklich daneben. Daher meine Verwirrung. Und die ist nicht nur momentan, sondern im Grunde chronisch. Seit ich mit Kindern zu tun habe – und das habe ich seit neun Jahren mit einem Stiefsohn und seit vier Jahren mit einer leiblichen Tochter –, frage ich mich immer wieder, ob die Erziehungsmethoden, die mir bei meiner eigenen Prägung mitgegeben wurden, noch à jour sind. Ob meine «Wenn du nicht, dann...»- oder meine «oder sonst...»-Sätze noch greifen, ob sie überhaupt noch salonfähig sind oder menschenwürdig.

Denn logischerweise befindet sich die Erziehung mit der Gesellschaft im Wandel. Während zu meiner Schulzeit jeder meiner Freunde eine Anekdote darüber erzählen konnte, wie er von seinem Vater eine gefangen hatte, bleibt es heute still (auch wenn die Ohrfeigen wohl noch verteilt werden). Es

Dürfen, ja sollen sich Kinder und Eltern nicht mehr unterscheiden?

scheint klar, dass Eltern, die ihren Zöglingen Maultaschen verpassen, nicht so recht in die aufgeklärte und politisch korrekte Gegenwart passen wollen. Doch wie bei anderen Themen wie Feminismus oder Veganismus hat sich auch hier eine radikale Strömung herausgebildet. Ihr gemäss sind nicht nur Körperstrafen, sondern jegliche Strafen verpönt, die einzig richtige Form des innerfamiliären Sichverständigens ist die gewaltfreie Kommunikation, und streng genommen hat das Kind gar keine Erziehung nötig, sondern nur gezielte und natürlich völlig druckfreie Unterstützung.

Loslassen und begleiten

Die einstige TV-Super-Nanny Katharina Saalfrank hat letztes Jahr das Buch «Kindheit ohne Strafen» herausgegeben. In einem Interview sagt sie: «Im juristischen Sinne handelt es sich bei den Wenn-dann-Sätzen

schlicht um Nötigung.» Machtkämpfe seien nicht konstruktiv, an die Vernunft des Kindes zu appellieren, nütze nichts, und man dürfe ausserdem den Ärger der Kinder nicht wegarumentieren. Mich erschüttert das, zumal es 90 Prozent meiner Erziehungsmethoden verunmöglicht.

«Wir müssen unsere Haltung ändern», so Saalfrank. Wir sollten unseren Kindern nicht nur ständig etwas beibringen wollen, sondern loslassen und begleiten. «Dies geht nur im gleichwertigen Dialog.» Gerade mit dieser Gleichwertigkeit habe ich meine liebe Mühe. So sehr sie mir punkto LGBTQ oder Herkunft einleuchtet, befremdet mich der Gedanke, wenn es um Kinder geht. Sind wir Erwachsenen, die wir Lebenserfahrung haben und die Fähigkeit, unseren Verstand zu gebrauchen, nicht mündiger als die Lehrlinge? Und darum

eben nicht auf derselben Stufe? Dürfen, ja sollen sich Kinder und Eltern nicht mehr unterscheiden?

Mir kommt es immer mehr so vor, als witterten die Hardliner unter den Kuschelpädagogen bei jeder Massnahme Unterdrückung und Nötigung. Und Gewalt. Mal laut werden: psychische Gewalt. Das Kind ins Zimmer stellen: körperliche Gewalt. Dem Kind das Fussballtraining verbieten: Strafe mit Gewaltkomponente.

Schüttet meine Tochter den Sirup zum wiederholten Male und mit offensichtlicher Absicht aus, und ich nehme ihr als Folge den Sirup weg: Ist das dann Konsequenz, Strafe oder auch schon Gewalt? Jedenfalls nicht pädagogisch wertvoll, finden die straflosen Erzieher. Wir Erwachsenen mögen Strafen ja auch nicht, so ihr Argument, warum muten



In der Hektik des Alltags.

wir sie also unseren Kindern zu? Der erste Teil ist richtig. Um Strafen nicht zu mögen, mussten wir sie aber mindestens einmal erlebt haben – und ist nicht das genau das Ziel: Strafen anwenden, um sie danach nicht mehr anwenden zu müssen?

Ich kann mich jedenfalls noch gut an den einen und einzigen Fall erinnern, in dem mir mein Vater eine Kopfnuss verpasst hat. Ich war vielleicht sechs Jahre alt und hatte mit meinem Bruder irgendwas getan, von dem wir wussten, dass wir es nicht tun durften. Ich weinte nicht so sehr, weil es mir weh tat, sondern weil ich überrascht war und verblüfft. Doch ab da wusste ich: Mit Papi kann ich mir das nicht mehr erlauben. Anders gesagt: Ich konnte ihn jetzt besser einschätzen. Unserer Beziehung hat es kein bisschen geschadet. Natürlich auch, weil es – trotz anderer Strafen – keine weiteren solchen Vorfälle gab. Darum habe ich vielleicht auch Mühe mit diesen Ganz-oder-gar-nicht-Strategien und Nulltoleranzen.

Wie tabuisiert das Strafen bereits ist, zeigt sich auch im Sprachgebrauch: «Der Begriff Strafe ist nicht mehr akzeptiert», sagt mir die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm, «die Konsequenzen kommen als Ersatzbegriff

zum Zuge.» An der Sachlage ändert das aber nichts: Die Eltern stellen Regeln auf, welche die Kinder einzuhalten haben. Je älter das Kind, desto partnerschaftlicher darf die Beziehung sein. Grundsätzlich müssen Eltern, so Stamm, hierarchisch denken. Das falle jedoch im Zeitalter der Helikoptereltern vielen immer schwerer. «Mehr als 31 Prozent der Eltern sehen es als grösste Herausforderung, conse-

Ab da wusste ich: Mit Papi kann ich mir das nicht mehr erlauben.

quent zu sein», so Stamm. «Doch es gibt keine Alternative dazu. Eltern verlieren ihre Glaubwürdigkeit, wenn sie es nicht sind.» Ausserdem haben Sackgeldkürzen, Handy-Verbot und fixe Zu-Hause-Zeiten keine langfristigen Auswirkungen. «Sie verursachen aber kurzfristig Konflikte, die sowohl Kinder als auch Eltern aushalten müssen.»

Für Psychotherapeut und Pädagoge Allan Guggenbühl sind Strafen «Handlungen, in denen Eltern bewusst inszenieren». Sie zelebrieren ihre Enttäuschung, empören sich, walzen das Ganze aus. «Kleine Kinder

sind davon oft beeindruckt, Jugendliche nicht mehr so sehr. Bei Letzteren zählen eher die Konsequenzen, ohne grosses Theater.» Gesellschaften, stellt Guggenbühl klar, funktionieren nur dank Normen und deren Durchsetzung, sprich: Strafen. «Ich finde es problematisch, das zu negieren und vorzugaukeln, alles müsse immer freiwillig passieren.» Doch es sei eine Frage des Masses: Strafen sollen Ausnahmen sein und nicht zentrales Erziehungsmittel. «Man muss Kindern Freiräume geben, aber bei Punkten, die einem wichtig sind, hart bleiben», sagt Guggenbühl, «beispielsweise Respekt, Ordnung oder Verlässlichkeit.» Manchmal helfe es, einen Präzedenzfall zu setzen. Hauptsache, eine Regung zeigen: «Eltern, die nicht reagieren, kommen bei Kindern schlecht weg.»

Von Anfang an kompetent?

Auch der dänische Erziehungsguru Jesper Juul hat natürlich eine Meinung dazu. Nämlich, dass jedes Kind so kompetent ist wie ein Erwachsener und deshalb seitens der Eltern nichts anerzogen werden muss. Stattdessen sollen wir dem Kind erlauben, durch frustrierende Momente sowohl Schmerz als auch Freude zu empfinden. Dann werde es die Fähigkeit, sich Ziele zu setzen, Selbstdisziplin, Ausdauer und vieles andere entwickeln können.

Selbstprovozierte frustrierende Momente: gut. Fremderzeugte frustrierende Momente: schlecht. Einverstanden, wenn man sich das irgendwie einrichten kann. Ich habe auch nichts dagegen, dem Kind mehr zuzutrauen. Aber nein, kompetent ist es in meinen Augen von Anfang an eben nicht. Darum habe ich auch kein Problem mit dem «Machtgefälle», das sich auftut, wenn ich Strafen ausspreche. Müssten wir, wenn wir so argumentieren, nicht auch die Kinder, kaum haben sie Sackgeld, etwas an die Miete zahlen lassen, um das Machtgefälle zu verhindern?

Ich finde, auch wenn es hart tönt, wir haben das Recht, den Kindern unseren Willen aufzuzwingen. Selbst wenn ich der Überzeugung bin, dass wir so wenig wie möglich davon Gebrauch machen sollten.

Aber da liegt vielleicht gerade der springende Punkt: Ruhig bleiben, das Kind ernst nehmen, ihm zuhören, seine Bedürfnisse und Ängste spüren, Empathie und Mitgefühl zeigen und ihm dann gewaltfrei kommunizieren, dass man das anders sieht, und gemeinsam eine Lösung finden – ich kenne keinen Vater und keine Mutter, die in der Hektik des Alltags, neben Job, Haushalt und allenfalls Hobby Zeit und Nerven finden, um es ihrem Kind derart recht zu machen.

Bis ich dazu die nötige Energie habe, mache ich das, was ich für richtig halte – und bin zum Leidwesen meiner Kinder konsequent.





Die Bibel

Bibel gegen Fake News

Von Peter Ruch

Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen (Matthäus 24, 35). Vor genau 500 Jahren begann Huldrych Zwingli am Zürcher Grossmünster mit der fortlaufenden Auslegung des Matthäusevangeliums. Solche *lectio continua* war damals in der katholischen Kirche untersagt. Die Textauswahl war durch die alljährliche Perikopenordnung festgelegt. Hinzu kam, dass die Deutungshoheit beim Papst lag. Heute folgt die katholische Kirche für die Sonntage einem dreijährigen, die lutherische Kirche einem sechsjährigen Turnus. Aber auch so bleiben die meisten Bibeltexte unberücksichtigt. Deshalb ist die *lectio continua* wünschenswert.

Die Bibel erfuhr durch die Reformation eine enorme Aufwertung. Längst wirken auch katholische Theologen an der Spitze der Bibelforschung und -auslegung mit. Umso drängender erhebt sich die Frage, ob die alten Schriften wirklich so bedeutsam sind. Lassen wir mal die Heiligkeit der Heiligen Schrift beiseite. Es gibt Schriftsteller, die als Freidenker, Agnostiker oder Atheisten keine Kirchenlichter sind, aber dennoch der Bibel eine hohe Wertschätzung entgegenbringen. Goethe war ein profunder Bibelkenner, aber auch Thomas Mann, Friedrich Dürrenmatt, Martin Walser. Walser hat sich vor wenigen Jahren dazu geäussert: «Diese Stellen aus dem Römerbrief werden seit 2000 Jahren zitiert und diskutiert. Wenn hier jemand abschaltet, weil es Gott für ihn nicht gibt, dem sage ich vorläufig: Madame Bovary und Iwan Karamasow gibt's auch nicht, und trotzdem wiegen und wägen wir in unserem Innern, was sie tun und sagen.» Die Literatur vermittelt uns Erkenntnisse über uns und die Welt, auf die nicht jeder kommt. Die Bibel eröffnet Wahrheiten über uns und die Welt und Gott, die wir uns nicht selber sagen können. Die Auslegung soll den Inhalt erschliessen. Im schlimmsten Fall verdreht und verdeckt sie ihn. Der Heilige Geist ist so unerlässlich wie das eigene Denken. Unsere Selbst- und Weltbilder brauchen diese Korrektur, um nicht zu Fake News zu werden.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

Kino

Schnief, schnief, plantsch, plantsch

Das neue Kinojahr startet tränennass mit der Schnulze «Life Itself» und noch nasser mit dem Wasserspiel «Aquaman».

Von Wolfram Knorr



Kein Fleck mehr ohne Schmerz: Abby (Olivia Wilde) und Will (Oscar Isaac) in «Life Itself».

Ach, wie kummervoll sein Ausdruck! Lange, lange versanken seine schweren Blicke in ihren Augen wie in einem tiefen Ozean! Nein, wie zwei Loderflammen in ihrem alabasterweissen Gesicht! Und jetzt? Jetzt ist sie dahingeschieden. Durch seine Schuld! Unachtsam, von seiner Zuneigung noch tief betroffen, lief sie auf die Strasse und wurde von einem Bus so schwer getroffen, dass sie... Heul! Mit welcher Plötzlichkeit das Glücksgefühl wegrieselt und Trauer und Schmerz das Innere so ausfüllen, dass kein Fleck mehr ohne Schmerz in ihm ist! Aber ach, es gibt trotz allem Hoffnung. Was Will Dempsey (Oscar Isaac) mit seiner Geliebten Abby (Olivia Wilde) widerfährt, ist mehr als eine normale Liebe. Es ist eine Liebe über Kontinente und über Generationen, denn der Tragödie entsprang die Tochter Dylan (Olivia Cooke), die sich in den Spanier Rodrigo (Alex Monner) verliebt, der wiederum der Sohn eines Paares aus Spanien ist, das wiederum mit den Dempseys zunächst gar nichts zu tun hat, sich aber auch sehr, sehr liebt und vom Gutsheer (Antonio Banderas) mit abgründlichem Wohlgefallen beschützt wird, als sei dieser Zeus persönlich.

Kein Witz, Dan Fogelman («Crazy, Stupid, Love»), der vor allem mit der TV-Serie «This Is Us» einen Hit mit witzigen Dialogen und Situationskomik landete, hat diesen Schmach-

fetzen zu verantworten, als Autor wie als Regisseur. Damit der nicht so dolce und pianissimo daherplätschert wie ein Stück von André Rieu, hat Fogelman seine Seifenkiste mit kompliziertem Schnickschnack verbaut, dass der Himmel voller Geigen nicht als solcher wahrgenommen wird. Deshalb gibt es einen Erzähler (Samuel L. Jackson), eine Therapeutin (Annette Bening) und einen Will Dempsey, der eigentlich an einem Drehbuch arbeitet, in dem schon die Therapeutin vor dem Bus ihr Leben aushaucht; es gibt auch einen Jungen, der im Bus sitzt, den Unfall (den mit Abby) beobachtet und der kleine Rodrigo ist. Das Ganze in fünf Kapitel tranchiert, und schon wirkt das Liebesdrama philosophisch und kompliziert und damit bedeutend. «Life Itself» ist Weichkäse in einer Mogelpackung. ★☆☆☆☆

Neben diesem Seifenschaum gibt es einen Alternativ-Schaum, der, wenn er auch schon länger im Kino schäumt, Erwähnung finden muss: «Aquaman». Gemessen an «Life Itself» ist er nämlich extrem lustig. Ein Neuzugang aus der grassierenden Titanomachie, den geliebten Superhelden. Aquamans Revier aber sind die Meere, in denen – plantsch, plantsch – er sich tummelt, bei den Göttern, ihren Vasallen und den Monstern. In den Tiefen kochen die Gemüter nicht weniger als



Alternativ-Schaum: «Aquaman».

oben auf dem Trockenen. Aquaman, die DC-Antwort auf den Marvel-Sub-Mariner, ist der Sohn der Königin von Atlantis (Nicole Kidman) und eines Leuchtturmwärters. Im Film von James Wan («Fast and Furious 7») verkörpert ihn der Prachtkerl Jason Momoa, der mit Dreizack, Lockenmähne und grimmigem Blick als stürmisch ruheloser Poseidon problemlos durchgehen kann. Der Film protzt zwar heftig mit seinem CGI-Handwerk, aber die Story ist so jenseits, dass man gerne in ihr abtaucht, mit Momoa, der herrlichen Mixtur aus Neptun, Herkules, Indiana Jones, Tarzan, Spongebob. Während in den Tiefen gerangelt wird, kam mir ständig ein Sketch von Heinz Erhardt in den Sinn. Er stammt aus der Klamotte «Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett». Erhardt steht in Italien am Meer und angelt. Ausser Küchenutensilien wie Tassen, Kannen und so weiter fängt er nichts. Nach dem vierten oder fünften Wurf hält er inne und sagt: «Ich sollte lieber aufhören. Ich glaub', da unten wohnt jemand.» ★★★☆☆

Weitere Premieren

Colette — «Da, wo es zu weit geht, fängt die Freiheit erst an» (Werner Finck). Sidonie-Gabrielle Claudine Colette aus der Provinz ging mit sechzehn Jahren dem smarten Literaten und Salonlöwen Henry Gauthier-Villars auf den Leim und heiratete ihn. Als «Willy» (sein Pseudonym) beutete er sie aus. Als sie ihn entlarvte, begann ihre Freiheit. Er hatte sie nicht nur mit Frauen und den Romanen betrogen, die sie schrieb und die er als «Willy» publizierte – er hatte sie rundum hinters Licht geführt, den Avantgardisten gemimt, aber nur, um seine patriarchale Gesinnung nicht zu gefährden. Als ihr dieser fundamentale Schwindel bewusst wurde, riss sie den mondänen Käfig nieder, den er um sie errichtet hatte. Colette (1873–1954), Frankreichs erster literarischer Superstar («Gigi»), liess sich scheiden, schrieb unter ihrem Namen Erfolgsromane, trat im Variété auf und löste Skandale aus. Wash Westmoreland («Still Alice») konzentriert sich in seinem Biopic auf jene «Willy»-Ära, in der Colette (Keira Knightley) auf das eloquente, salopp-charmante Reptil (grandios verkörpert von Dominic West) reinfiel. Das Mädchen aus

der Bourgogne, eine fragile Schönheit, die zur fiebrig-stolzen Gattin wird, hat zunächst gar nichts dagegen, den Ruhm ihres ersten Buchs mit ihm zu teilen. Das Buch, so sagt sie mal, enttäuscht von seiner Verlogenheit, «war doch unser gemeinsames Kind». Erst als sie seine Finanzmanipulationen zu seinen Gunsten durchschaut, geht sie auf die Barrikaden. Dass Westmoreland und seine Autoren Richard Glatzer und Rebecca Lenkiewicz sie gerade nicht als simples Opfer charakterisieren, sondern als Produkt der patriarchalen Belle Epoque, macht die Figur glaubwürdig und ihre Rebellion so spannend. ★★★☆☆

Der Junge muss an die frische Luft — Zwischen Ruhrpott-Idylle und Familientragödie hat Oscar-Preisträgerin Caroline Link («Im Winter ein Jahr») ihre Verfilmung von Hape



Entdeckung: Julius Weckauf (l.) als Klein-Hape.

Kerkelings Autobiografie angesiedelt. Mit Witz und viel Lokalkolorit hat sie Kerkelings Kindheit zum emotionalen Erlebnis gemacht. Ganz grosse Klasse ist vor allem die Entdeckung von Julius Weckauf in der Rolle des kleinen Hape. ★★★☆☆

Knorr's Liste

1	Shoplifters Regie: Hirokazu Koreeda	★★★★★
2	Roma Regie: Alfonso Cuarón	★★★★★
3	Cold War Regie: Pawel Pawlikowski	★★★★☆
4	Wolkenbruchs... Regie: Michael Steiner	★★★★☆
5	Widows Regie: Steve McQueen	★★★★☆
6	Spider-Man: A New Universe Regie: B. Persichetti/P. Ramsey	★★★★☆
7	Astrid Regie: Pernille Fischer Christensen	★★★★☆
8	Mary Poppins Returns Regie: Rob Marshall	★★★★☆
9	Aquaman Regie: James Wan	★★★★☆
10	Bumblebee Regie: Travis Knight	★★★★☆

Jazz

Abschied von Django

Von Peter Rüedi

Manchmal, nicht nur in der griechischen Mythologie, ist das Übermass von Glück ein Fluch. Denken wir an Schillers «Ring des Polykrates», welche Ballade mit den denkwürdigen Zeilen schliesst: «Hier wendet sich der Gast mit Grausen: / <So kann ich hier nicht fern hausen, / (...) Die Götter wollen dein Verderben – / Fort eil ich, nicht mit dir zu sterben.» Biréli Lagrène, als Sinto 1966 im Elsass geboren, erfreut sich noch bester Gesundheit, aber das Übermass von Talent warf schon auch einen dunklen Schatten auf seine Karriere.

Er war ein sogenanntes Wunderkind, mit vier begann er, Gitarre zu spielen, mit zwölf nahm er seine erste Schallplatte auf, mit zwanzig spielte er mit dem E-Bass-Superstar Jaco Pastorius, aber lange galt er als eine Art musikalischer Wiedergänger des Zigeunerjazz, und das heisst, er war, bevor er das Glück hatte, sich selbst zu werden, eine Art von den Toten auferstandener Django Reinhardt – das Gitarren-genie, gestorben zehn Jahre vor seiner, Birélis, Geburt. Dessen Musik, der Sinti-Swing, war bei all ihrer kunstvollen Virtuosität zu einer eigentlichen Volksmusik der Fahrenden geworden. Lagrène beherrschte Reinhardts Gitarrenswing bis in die Nuancen der Timbres, Flageolettöne und der Besonderheiten, die eine Folge von Djangos verkrüppelter linker Hand waren. Das war ebenso gespenstisch wie verblüffend. Dann emanzipierte sich der Schüler behutsam von seinem Vorbild und begann, seine eigenen Geschichten zu erzählen.

Das, was dem Klischee von einem «innovativen» Jazz entsprochen hätte, war seine Kunst zwar noch immer nicht, dafür vibrierte in Djangos Musik zu sehr der Sound von Birélis eigener Jugend; aber gerade deshalb war sie authentisch, von einer überwältigenden Frische, wie sie eine blosser Kopie nie hätte haben können. Jetzt überrascht Lagrène mit einem wunderbaren neuen Trio, am Bass Larry Grenadier und Mino Cinélu an der Perkussion: toller Jazz über eine Reihe ausgesucht schöner Standards, darunter Bruno Martinos wunderbarer Titel «Estate», «Stella by Starlight» und andere. Ein Abschied von Django? Hoffentlich kein endgültiger.



Biréli Lagrène: Storyteller (feat. Larry Grenadier, Mino Cinélu). Naïve Jazz NJ 628811



Der offizielle Sarg von Playboys: Müller mit Ferrari 250 GT Berlinetta an der Tour de France 1963.

Legenden

Das Leben als Rennstrecke

Charly Müller war Eishockeyspieler, Rennfahrer, Gentleman und Playboy. Er lebte das schnellste lange Leben der Welt. Kurz vor Weihnachten starb er 86-jährig. Von Michael Bahnerth

Ich weiss nicht, wie Charly Müller gestorben ist, 86-jährig, ich will es auch gar nicht wissen. Ich hätte dem Mann, der die Figur eines Skispringers hatte, einen Tod auf dem Daytona International Speedway gewünscht, auf dem er noch ein paar Monate vor seinem Tod sein Leben in einem Ferrari der 1960er Jahre in die Grenzbereiche beschleunigte und abgeworfen wurde. Im Krankenhaus flickten sie ihn wieder zusammen, danach war er einen Spätsommer lang ein wenig nachdenklich. «Sie sagen alle, ich solle aufhören, weil zu alt und so weiter. Aber was soll ich machen? Ich komm nicht vom Rennfahren los.»

Ein paar Wochen bevor dem Gentleman-Driver kurz vor Weihnachten sein Getriebe unwiederbringlich um die Ohren flog und eines der schnellsten langen Leben der Welt zu Ende ging, war er nochmals in Daytona, fuhr mit und gegen sich selbst und spielte mit der Gravitation, brachte Fahrern, die seine Söhne und Enkel hätten sein können, das Handling jener präziösen fünfzigjährigen Ferrari-Legenden bei. Das sind elegante Kraftpakete, die sich, wenn man ihnen die Sporen gibt, noch verhalten wie kaum gezähmte Wildpfer-

de, die ausbrechen und ausschlagen und die ihren eigenen Kopf haben. Nach zwei Wochen kam er zurück und war wieder bester Dinge.

Ich hätte ihm auch deshalb ein Sterben in einem Ferrari gegönnt, weil der Ferrari als der offizielle Sarg von Playboys gilt. Und ein Playboy war er auch. Daneben war er in jungen Jahren professioneller Eishockeyspieler, und vor allem war er in den 1960er Jahren einer der besten Lebemänner und Schweizer Rennfahrer. Er fuhr, wie Jo Siffert, für den Schweizer Rennstall von Georges Filipinetti. Er war gut, manchmal gehörte er zu den schnellsten. Aber seine grösste Leistung ist vermutlich, dass er den Tod bei den Berg- und Langstreckenrennen stets umkurvte.

Wahre Liebe, so rot wie ein Ferrari

Am Anfang fuhr er noch einen Mercedes Benz 300 SL, aber danach nur noch Ferrari, den 250 GT SWB und den 250 GT Lusso. Charly sagte kurz vor seinem achtzigsten Geburtstag, als er in den Rückspiegel schaute, dass er keine Frau

mehr heiraten würde, sondern nur einen Ferrari, weil Ferraris ihn nie gelangweilt oder verlassen hätten oder betrogen oder enttäuscht.

Es gibt diesen Satz von Steve McQueen, und es ist einer der wahrsten Sätze der Welt: «Racing is life. Anything before or after is just waiting.» Diese Boxenstopps in der adrenalinarmen Realität, dieses Stillstehen. Müller ist diese Agonie auf seine Weise angegangen, indem er sein ganzes Leben lebte, als ob es eine unendliche Rennstrecke wäre; immer beschleunigen und erst kurz jenseits des sicheren Bremspunktes in die Eisen steigen. Manchmal auch gar nicht.

Einmal nach einem Rennunfall wurde er für tot erklärt, und da dachte er, leckt mich am Arsch, und er lebte weiter, immer weiter auf der Überholspur, so lange, dass wir alle dachten, er überholt auch noch uns. Er war ein Mensch, der die Fähigkeit hatte, allem davonzufahren, ohne dabei flüchtig zu sein. Einer, dessen Leben unentwegt von Musik begleitet war, jener der *dodici cilindri*.

Wenn er nicht lebte hinter einem Ferrari-Steuer und mit ein paar

hundert Pferdestärken unter seinem Hintern, begann er seine Tage in seiner kleinen Wohnung mit dem Armeeturnprogramm aus den 1950er Jahren. Dazu hörte er «Sex Machine» von James Brown, zwanzig Minuten lang, nahm dann ein Bad und tränkte seine Seele in einem Schluck Jack Daniel's. Als er noch ein richtiges Pferd hatte, ging er manchmal aufs



Müller mit Mamma Rosa Ferrari, 2016.

Land reiten. Wenn nicht, zog er stets Anzug und Krawatte und Ferrari-Anstecknadel an, und dann startete er seine Rundstrecke. Eine Dame hier, ein Bier dort, beim Ferrari-Händler Niki Hasler auf einen Schwatz, abends sah und hörte man ihn in der einen oder andern Bar Geschichten erzählen.

Champagner und Bier

Da war etwa die Geschichte um zwei Diebe, die er in Barcelona auf der Autobahn seltsamerweise zu Fuss verfolgt hatte. Oder wie er als 86-Jähriger beim Zahnarzt war und die Zahnärztin ihm ein Provisorium verpassen wollte und er sagte, das könne er nicht brauchen, weil es ja sein könnte, dass er heute Abend eine Frau oral befriedigen müsse, und wenn das Teil dann nicht halte... Er erzählte von den Kurven, die ihn abgeworfen, seinen Kollegen, die zu spät gebremst hatten, von seiner Scheidung, seinem Leben in der verdammten Glamourwelt, Champagner, Weiber, Autos, und dass, wenn du dort einmal stolperst oder den falschen Gang einlegst, du draussen bist. Charly ist gestolpert und hat dafür bezahlt. Hatte danach nichts mehr ausser seinen Bruder Roney und eine knappe Handvoll Freunde. Das hat ihn verändert: «Früher rechnete ich in Champagner, heute in Bier», sagte er einmal.

Wenn man ihn traf, war er stets so etwas wie Schmieröl für den Motor der eigenen Seele. Man war dann sein Beifahrer für ein paar Runden, und man vergass die Welten jenseits der Rennstrecke, die man gerade mit ihm fuhr. Wenn er erzählte, überkam einen mehr als manchmal das Gefühl, dass man selbst auf der Rennstrecke seines Lebens bloss im ersten Gang unterwegs sei, wenn überhaupt.

Charly kannte ungefähr so viele Geschichten wie Kurven, die er durchquert hatte, und als wir uns zum letzten Mal sahen, planten wir eine grosse Geschichte. «Das Rennen der alten Männer» wäre ihr Titel gewesen, gespielt hätte sie in Daytona. Charly hatte nur ein wirkliches Problem auf dem Speedway, und das war irgendein Neunzigjähriger, der ein paar Zehntel schneller war als er und den er unbedingt hinter sich lassen wollte. Was er irgendwie jetzt doch geschafft hat.

Charly Müller starb alleine in seiner Wohnung. Aber wie er gestorben ist, spielt im Grunde keine Rolle für einen, der gelebt hat, immer und unermüdlich, für einen, der Stille erst lernen musste. Als er zu viel Gas gegeben hatte in seinen früheren Champagner-Zeiten, hörte er auf, Stärke zu markieren, und begann, stark zu sein. Er sagte: «Ich lebe in zwei Welten. Nach aussen Charly, die Rennfahrersau. Nach innen der Charly, der nur mich etwas angeht. Ich weiss, wenn ich mich gehenlasse, ist es aus mit mir.» Ich glaube nicht, dass er gegangen ist. Ich bin mir sicher, er fuhr in einem Ferrari in den Himmel.

Bücher

Die Unvollendeten

Maurus Federspiel treibt seine Figuren in existenzielle Situationen. Erlösung darf nur erwarten, wer sich vor dem Unerklärlichen verneigt.

Vollendung ist nicht Vervollkommnung, Vollendung ist der letzte Rest Unerklärlichkeit, der in uns widerhallt. Zumindest könnte man beim Lesen von Maurus Federspiels neuem Buch «Die Vollendung» (2018) auf diesen Gedanken kommen. Es sind sieben Kurzgeschichten, nicht ganz magischer Realismus, auch keine fantastische Literatur, wie es der Hollitzer-Verlagstext seltsamerweise ankündigt. Es geht eher um unauflösbare, existenzielle Ambivalenzen, um fast biblische Prüfungen, die die Figuren wie in den Erzählungen Kafkas in wichtigen Momenten ihres Lebens überkommen.

Die meist namenlosen Protagonisten – eine Frau auf ihrer eigenen Hochzeit, der Neuangestellte einer Kanzlei, ein Zugreisender, ein Anthropologe – werden mit rätselhaften Situationen konfrontiert: Ein Schwiegervater zeigt einer jungen Frau das Bild ihres Sohnes, der noch nicht geboren ist, sie empfindet Entfremdung; ein Mann vertraut seiner Schwester, wird dann im finsternen Nichts alleingelassen; ein Dokumentarfilmer liest das Kleingedruckte eines Vertrages nicht, dann stürzt alles ein – oder eben auch nicht.

In der Geschichte «Vollendung» empfindet ein von seiner Schwester in der absoluten Dunkelheit einer Landschaft alleingelassener Mann angesichts von Verlorenheit und Verzweiflung ein seltsames Kribbeln und das Gefühl eines Hoffnungsschimmers, als er ein verlassenes Haus erblickt. Seine Hoffnung entsteht in einem Moment, der existenziell nicht mehr schlimmer kommen kann, sozusagen als Erlösungsgedanke inmitten von Düsternis.

Die eigene Ohnmacht überwinden

Ähnlich – mit einem unerklärlichen, positiven Flimmer – enden sämtliche Geschichten des Bandes. Dennoch präsentiert Federspiel eher Parodien christlicher Erlösung: Die Figuren wissen nicht immer genau, ob ihre Eindrücke sie täuschen, sie die Dinge so sehen, wie sie sind, ob sie träumen oder wachen: «Aber worin das Mass des Aufrechten finden im Dunkel? [...] Es gibt nichts, an dem ich mich orientieren könnte.» Dann aber nehmen sie das Seltsame, das ihnen widerfährt, fast schon schulterzuckend melancholisch hin und arrangieren sich – womit, bleibt meist unklar. «Schon bald glaube ich zu stürzen, ich stolpere, fasse mich, nehme wieder festen Grund. Gehe weiter. Gehe ich noch in dieselbe Richtung? Ich weiss es nicht.»



Gefühl eines Hoffnungsschimmers: Autor Federspiel.

Federspiel erzählt ruhig-sachlich. Die Vorgänge sind schon surreal genug, umso lakonischer muss die Sprache sein. Die Vorkommnisse in «Vollendung» wirken wie Versehen, in denen die Vorsehung in Form fröstelnder Metaphysik steckt: Es gibt einen Plan für uns alle, irgendjemand weiss davon. «Dann stellte sich heraus, dass die Vorschau im Kino einen Film ankündigte, der ihn zur Hauptfigur hatte, einen Film, der sich um ihn und sein Leben drehte», heisst es in «Der Wachsame».

Ein unauflösbares Rätsel am Ende einer Erzählung, Obskurität, Sinnleere sind nur schwer auszuhalten, der Mensch unterliegt dem Interpretationszwang, allein schon, um zu überleben. Wir lasen in der Antike aus den Eingeweiden von Opfertieren oder dem Vogelflug, deuten Tarotkarten wie der Anwalt in «Die Kanzlei», versuchen es zumindest. Wirklich grossartig aber sind Geschichten, wenn sie uns dazu zwingen, von Sinn und Eindeutigkeit abzulassen – auch der Anwalt gibt auf, weigert sich, die Karten, die sein Vorgesetzter ihm vorlegt, zu deuten. Keine Auflösung zuzulassen: Weltbildend sind die Momente, in denen die Welt verlorengeht. Wer sich vor dem Unerklärlichen verneigt, überwindet die eigene Ohnmacht. Federspiel tut das in seinem wunderbaren Erzählband stellvertretend. *Peter Keller*



Maurus Federspiel:
Die Vollendung. Erzählungen.
Hollitzer. 182 S., Fr. 35.90



Thiel

Kindergeburtstag

Von Andreas Thiel

Polizist: Entschuldigen Sie, dürfen wir uns kurz in Ihrem Haus umsehen?

Klimaforscher: Die Kinder werden doch nichts ausgefressen haben?

Polizist: Eine Routinekontrolle. Wir sind von der Abteilung für Klimaverbrechen.

Klimaforscher: Das ist gut. Es ist wichtig, dass die Schuldigen gefunden und angeprangert werden!

Polizist: Was sind das für Luftballone?

Klimaforscher: Wir feiern einen Kindergeburtstag.

Polizist: Die sind aus metallbedampfter Polyesterfolie, vermutlich aus China. Die Abteilung für Sozialverbrechen wird die Arbeitsbedingungen in den Produktionsstätten abklären. Falls die nicht unseren Standards entsprechen, sieht das schlecht aus für Sie. Wussten Sie, dass die Containerschiffe, mit welchen diese Ballone kommen, mit Schweröl betrieben werden? Das gibt eine Busse. Schwere wiegt, dass Sie durch deren Kauf den Lebensstandard in China steigern und damit den Konsum von Haifischflossen. Der Hai ist das oberste Glied der Nahrungskette in den Weltmeeren. Durch seine Dezimierung wird die Population von Algenfressern explodieren. Alle Algen werden gefressen. Damit wird der wichtigste Sauerstofflieferant der Erde eliminiert. Ist Ihnen klar, dass Polyesterfolie aus Erdöl hergestellt wird? Der Bestandteil Ethylenglykol wurde von der I.G. Farben entwickelt, was Sie als Unterstützer des Nationalsozialismus und somit des Rassismus verdächtig macht. Aus Ethylenglykol wird Senfgas hergestellt. Diese Ballone fallen unter das Kriegsmaterialgesetz. Bei der Herstellung von Ethylenglykol bilden sich Halogenkohlenwasserstoffe, womit Sie auch noch für den Abbau der Ozonschicht mitverantwortlich sind. Was sind Sie denn von Beruf? Sie haben natürlich das Recht, die Aussage zu verweigern. Hallo? Jetzt hat er das Bewusstsein verloren. Dabei haben wir noch gar nicht über die Kerzen auf seinem Kuchen gesprochen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Gefühl der Dankbarkeit

Würdigung von Schauspielhaus-Intendantin Barbara Frey; Bühnenjubiläum von Cecilia Bartoli. Von Hildegard Schwaninger

Im Sommer 2019 wird Barbara Frey nach zehn Jahren als Intendantin des Schauspielhauses abgelöst; die Gesellschaft der Freunde des Schauspielhauses (GFS) zeigte ihr die Wertschätzung, indem sie sie bei der Verleihung der Goldenen Maske – völlig überraschend – mit einer Platin-Maske würdigte. Die Goldene Maske wird seit 1995 vergeben, für herausragende Verdienste um das Schauspielhaus. Im Laufe der Zeit hat sie praktisch jeder, der auf der Pfauenbühne vor oder hinter dem Vorhang steht, bereits bekommen. Die durch die GFS organisierte Verleihung im Schiffbau ist jeweils wie ein kleines Familienfest.

Im Jahre 2018 bekam die Goldene Maske der Schauspieler Gottfried Breitfuss, der aus dem tiefsten Pinzgau (Salzburgerland) stammende Mime. «Eine Urgewalt auf der Bühne», wie Laudator Ernst Konarek sagte, ein Schauspielkollege, mit dem Breitfuss jahrelang am Theater in Stuttgart war. Gottfried Breitfuss wird ab 31. Januar in der Wiederaufnahme als Titelheld(in) des Stücks «Yvonne, die Burgunderprinzessin» von Witold Gombrowicz im Schiffbau zu sehen sein. Mit Frauenrollen kennt er sich aus, seit er den Stuttgarter Opernball eröffnete, Kollege Konarek als Kaiser Franz Joseph I. und Breitfuss als Kaiserin Sisi tanzten den Eröffnungswalzer. Damit keine Missverständnisse aufkommen: Breitfuss ist in zweiter Ehe verheiratet, seine beiden Söhne aus dieser Ehe, zwei hübsche Blondschöpfe, sassen bei der Preisverleihung in der ersten Reihe.

Den Preis hinter der Bühne bekam Andi A. Müller, der international gefragte Videokünstler (musste nach der Preisverleihung sofort nach Moskau, verpasste also den im Anschluss an die Ehrung gereichten Rollschinken mit Kartoffelsalat).

Die Überraschung aber war der Preis für Barbara Frey. Nicole Müller, die Präsidentin der GFS (im Vorstand ist auch Annette Ringier), hatte eine Riesenfreude, die ahnungslose Intendantin auf die Bühne zu rufen, und sie war voll des Lobs. «Ihre Menschlichkeit, ihre Grosszügigkeit, ihr phänomenales Gedächtnis, ihre Musikalität» – «die Wertschätzung, heute ein knappes Gut» (Nicole Müller), wurde Barbara Frey an dieser Preisverleihung voll zuteil. Sie nahm die Platin-Maske entgegen, «überwältigt, gerührt und komplett überfordert», und sagte: «Danke. Ich habe nicht gewusst, dass mir das zusteht.» Und: «Ich danke für das unglaubliche Privileg, an einem solchen Haus zu arbeiten. Die Komplizenschaft, dass man zueinanderhält, das ist für mich das vorherrschende Gefühl. Heute empfinde ich ein Gefühl der Dankbarkeit und ein Gefühl für die Kunst und die Liebe zur Kunst.»

Gute Freunde kann auch die GFS noch brauchen. Die Mitgliedschaft beträgt jährlich 200 Franken pro Person (für Paare 300, für unter 25-Jährige 50 Franken). Die Vorteile: zum Beispiel persönliches Kennenlernen der Künstler an diversen Anlässen, 20 Prozent Vergünstigung auf den regulären Kartenkauf, gemeinsa-



Fast verliebt

Brustpumpen

Von Claudia Schumacher

Als zwischen den Jahren dieses Foto von Rachel McAdams im Internet kursierte, schüttelte ich den Kopf: Wieder eine Berühmtheit, die aus ihrer Mutterschaft ein pseudopolitisches Statement macht, um

die Karriere anzukurbeln – und dabei in Kauf nimmt, vielen Frauen auf den Keks zu gehen. Auf dem Foto zeigt sich die Hollywoodschauspielerin in einer Versace-Jacke, darunter trägt sie Reizwäsche und: zwei Brustpumpen. Die Fotografin postete das Bild auf Instagram und schrieb, das starke Bild sei zufällig entstanden, auf einen Einfall von McAdams hin. Diese stille noch ihren Sohn, den sie vor einem halben Jahr bekommen habe, weshalb sie beim Shooting Milch abpumpen musste. Natürlich wurde aus dem Foto ein Statement gegen Formelnahrung und ein Statement fürs Stillen.

Ich schickte das Foto meiner Freundin Ida auf Instagram mit dem Kommentar: «Die amerikanische Still-Liga hat zugeschlagen» – in dem sicheren Gefühl, dass man jungen Müttern bei diesen Dingen nicht reinreden sollte. Ida, Mutter eines kleinen Mädchens, reagierte überraschend. «Ich find's eigentlich ganz cool,



Überraschung: Frey (2.v.l.), Breitfuss (r.).



Benefiz-Abend: Sängerin Bartoli.



Barbara Rios-Guler, Marianne Randall-Hunziker.

me Theaterreisen et cetera – und natürlich die Einladung zur Goldenen-Maske-Ehrung.

Unsere Leuchtrakete» nennt Helga Rabl-Stadler, Präsidentin der Salzburger Festspiele, die Sängerin Cecilia Bartoli, die seit 2012 auch Intendantin der Salzburger Pfingstfestspiele ist (intronisiert wurde sie von Alexander Pereira, damals Festspiel-Intendant) und in Zürich erklärter Liebling des Opernpublikums. Rossinis «Le Comte Ory» mit Cecilia Bartoli war am Opernhaus Zürich einer der Renner der Saison 2017/18, die als bisher beste Saison in die Geschichte des Musiktheaters eingeht. Die in Rom geborene Stimmakrobatin, heute Schweizerin, mit dem Bariton-Kollegen Oliver Widmer verheiratet und am Zürichsee wohnhaft (sie kauften das Haus von Zürcher Unternehmer und Kunstsammler Thomas Bechtler), engagiert sich seit je für ihre jungen Kollegen. Am 10. Januar feiert sie ihr Dreissig-Jahre-Bühnenjubiläum am Opernhaus Zürich – mit einem Benefizabend zugunsten des Internationalen Opernstudios. An der Gala singt sie aus dem Repertoire, das sie seit der Saison 1988/1989 hier sang (Rossini, Händel, Mozart). Begleitet wird sie an diesem «Fest für Bartoli» vom mexikanischen Tenor Javier Camarena und von jungen Kollegen vom Opernstudio.

Erfreuliches aus Klosters. Die «Chesa Grischuna» konnte feiern, dass sie seit achtzig Jahren in der Familie Guler ist (eröffnet von Hans Guler am 23. Dezember 1938). Die heutigen Gastgeberinnen, Barbara Rios-Guler und Marianne Randall-Hunziker, luden zur Geburtstagsfeier. Noch ein Grund zum Feiern: die «Chesa Grischuna» hat erneut die Auszeichnung «Switzerland's Best Ski Boutique Hotel» bei den World Ski Awards erhalten.

stillt. Nicht zum Füttern, sondern zur Beruhigung. «Ich bin manchmal zu faul, die Kleine nachts stundenlang zu betutteln», meinte Ida. «Setze ich sie an die Brust, ist sofort alles gut.» Das helfe sogar bei Zahnschmerzen. Mich wunderte das. Auch, dass Zuza bei Ida und ihrem Mann im Bett schläft – und zwar grundsätzlich. «Wie ich das beobachte, machen das heute viele so», erklärte Ida. Offenbar ist es ein Generationending: Unsere Eltern stillten uns grundsätzlich zwölf Monate lang, dann war gut. Heute stillen die einen gar nicht mehr – und die anderen jahrelang. Die Bindung geht so weit, dass das Kind im Elternbett schläft.

«Und Sex habt ihr gar nicht mehr, oder wie?», fragte ich verdutzt. Ida lachte. «Jetzt komm!», konterte sie, «Leute, die finden, man könne nur nachts Sex haben, sind ein bisschen komisch, oder?»

was die McAdams da macht», sagte Ida, als wir telefonierten. Heutzutage sei es doch so, dass man fürs Stillen angefeindet werde. Sie kenne viele Frauen, die sich als sexy Karrierefrauen verstünden, dann ein Kind kriegten – und nicht wollten, dass ihre Apfelbrüste zu Milchtüten verkommen. Im Urlaub in Brasilien habe sie mal eine Werbung für Kaiserschnitte gesehen mit dem Hinweis, man solle sich seine «Liebeskanäle» bewahren. «Ausgeleierte Vaginen, ausgeleierte Brüste: Heutzutage macht man uns Frauen regelrecht Angst vor dem Kinderkriegen mit allem, was natürlicherweise dazugehört», sagte Ida. «Als wären Kinder das Todesurteil für die weibliche Attraktivität.» Wenn eine Schauspieler mal ein sexy Statement mache, das dagegenhält, sei das schön.

Ich erfuhr in dem Gespräch noch ein paar Dinge, die ich nicht gewusst hatte. Nämlich, dass Ida ihre Zuza mit zwei Jahren immer noch



Unten durch Putte endlich!

Von Linus Reichlin

Ist mir egal, wenn die Frauen nicht zum Orgasmus kommen. Ich komme ja auch nicht zum Golfspielen, meistens muss ich es vortäuschen. Ich stehe dann mit dem Schläger in der Hand im Büro und rufe: «O God, yeah, gleich putte ich, fuck, ich putte, ich putte gleich!» Ja, und dann putte ich, wie ich's ja angekündigt habe, aber nur auf der Leinwand des Golf-Simulators, für Natur-Golf hab ich keine Zeit. Aus demselben Grund liegen alle meine Frauen nach dem Sex immer mit verschränkten Armen im Bett und ziehen die Mundwinkel runter: weil sie keine Zeit zum Kommen haben. Abends um acht erscheinen sie todmüde bei mir zu Hause, nach einem langen Tag im Parlament, wo ja heutzutage jede gutaussehende Frau ein Mandat hat. Um zehn müssen sie aber schon schlafen, weil sie am nächsten Morgen ganz früh die Gleichberechtigung aus uns rausprügeln müssen. Sie haben genau zwei Stunden Zeit, um zu kommen – das mag für Kaninchen eine lange Zeit sein, aber für sozial hyperaktive Primaten geht von den zwei Stunden schon mal die Hälfte fürs Streiten drauf. Es muss jeden Abend zuerst wieder geklärt werden, wer wen nicht respektiert, wer wann nicht nett war und wer wem nie zuhört.

Danach würde der Frau theoretisch noch eine Stunde bleiben, um zu kommen, aber man ist ja als Mann kein Lichtschalter, den man einfach anknipst, und schon glüht die Birne. Ich jedenfalls ziehe meine Hose gern in aller Ruhe aus, da will ich kein «Hopp hopp!» hören. Es stresst mich, wenn die Frau nackt im Bett sitzt und mit den Fingern auf dem Kissen rumtrommelt. Wenn so was vorkommt, sage ich: «Lies doch noch eine Akte zum Migrationspakt, ich brauch noch eine halbe Stunde für die Socken.»

Seit Jahrzehnten lege ich meine Socken ordentlich zusammen, bevor ich ins Bett steige, egal, ob eine Frau drinliegt oder nicht, und ich sehe nicht ein, warum ich diese Tradition aufgeben soll, nur weil sie nicht aus Afghanistan kommt. Wenn ich dann um halb zehn mit Ausziehen fertig bin und mich sofort auf die Frau lege, tue ich das im Sinne eines Auf-sie-Eingehens: Ich will ihr zeigen, dass ich Verständnis dafür habe, dass sie für einleitende Zärtlichkeiten keine Zeit hat. Aber jetzt

>>> Fortsetzung auf Seite 64

kommt von unten plötzlich der Wunsch nach einem Vorspiel. Wer soll das verstehen? Für so was haben sie dann Zeit?! «Wenigstens zehn Minuten!», sagen die Frauen, und ich sage: «In zehn Minuten musst du doch schon gekommen sein, es ist fünf vor zehn!» Aber sie behaupten, sie kriegen das schon hin. Die Verhättschelung der Frauen durch Medien, Vatikan und Staat hat dieses Geschlecht hochmütig werden lassen. Sie glauben, dass sie in den drei Minuten zwischen dem Ende des Vorspiels und dem Beginn des ernststen Teils mit einem Fingerschnippen zum Orgasmus kommen, so mühelos, wie sie europäische Kernländer regieren und Filmproduzenten ruinieren, denen bei einer Oscar-Verleihung die Hand in den Ausschnitt gerutscht ist.

Die Strafe für diese Selbstüberschätzung ist das Scheitern! Selbst wenn man sie anfeuert – «Na los, mach schon, du bist nah dran, Schatz, putte! Putte endlich!» – versagen sie kurz vor dem Zielband. Wie sie es sich von ihrer führenden Funktion in Politik und Wirtschaft gewohnt sind, schieben sie die Schuld dafür natürlich dem sexuellen Gegner in die Schuhe, und der bin dann immer ich, ein alter weisser Mann, der für den Halbmarathon trainiert, um die Krankenkassen zu schonen. Aber wie gesagt: Es ist mir egal, wenn es bei ihnen nicht klappt. Ich bin auch nicht für die miserable Infrastruktur im Kongo verantwortlich oder für die schlechte Laune der Eisbären, die es nicht ertragen, dass ihnen unter den Pfoten das Packeis wegschmilzt. Ich möchte einfach nur mal wieder ausserhalb meines Büros Golf spielen, Zeit haben für mich selbst, herausfinden, wer ich eigentlich bin und die Forellen in Alaska beim Laichen beobachten, falls das noch erlaubt ist.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Im Feld der Kometen

Von Peter Rüedi

Die Kellerei Feudi di San Gregorio war in den letzten zwei Jahrzehnten der steilste Aufsteiger der süditalienischen Weinszene. Der bei Avellino in der Campania gelegene Betrieb im Herzen der sogenannten Irpinia explodierte nach dem Erdbeben, das in Avellino 1980 verheerende Schäden angerichtet hatte, sozusagen aus dem Nichts zur neben dem alten Haus Mastroberardino renommiertesten Kellerei Kampaniens, spezialisiert auf autochthone Gewächse, bei den Weissen auf Fiano di Avellino, Greco di Tufo und Falanghina, bei den Roten namentlich auf fabelhafte, körperreiche und doch elegante Taurasi, nebst Raritäten wie dem Sirica (früher Syriacus), angeblich aus einem in einem alten Rebgarten entdeckten Klon einer Ur-Syrah-Traube (*se non è vero, è ben trovato*). Auf den vulkanischen Böden des Durchgangslandes zwischen Neapel und Apulien, vom Meer her gut belüftet, sind die Bedingungen für den Rebbau fabelhaft. Trotzdem beschränkte sich das Team von Feudi di San Gregorio nicht auf heimisches Schaffen, expandierte, unter anderem in Joint Ventures mit Federico Graziani am Ätna, der Kellerei Sirch im

Friaul oder, näher gelegen, mit Basilisco in der Basilicata (einer weiteren Heimat der Aglianico-Traube, von der der Taurasi stammt).

So verwundert es wenig, dass Feudi di San Gregorio respektive deren Besitzer, die Familie Capaldo, zugriff, als sich 2016 die Möglichkeit abzeichnete, dass die Florentiner Nobili Guicciardini-Strozzi das Gut Campo alle Comete in der AOC Bolgheri, am Fuss des Orts Castagneto Carducci, verkaufen wollten, fünfzehn Hektaren, bestockt mit dem Grundstoff, aus dem die ehrgeizigen, internationalen, super- oder transtoskanischen Weinträume sind: Merlot, Cabernet Sauvignon, Cabernet Franc und Petit Verdot, der Bordeaux-Satz, dazu etwas Syrah und Vermentino. Ein Spitzenprodukt, das ahnen lässt, wo Feudi auf dem Kometenfeld hinwill – eine fruchtintensive Cuvée aus 40% Cabernet-Sauvignon, 30% Merlot, 20% Syrah und 10% Petit Verdot, sehr elegant in den feinkörnigen Tanninen, der pfefferigen Würze, der markanten Säure und der schönen Struktur, etwas Vanille vom neuen, aber diskret gerösteten Holz, kurz: ein ernstzunehmender neuer Aspirant aus Italiens önologischer Goldgräberzone Nummer eins. Noch kein Super-toskaner, aber unverkennbar mit Ehrgeiz auf dem Weg dorthin. Und dann präsentiert Campo alle Comete, nun ja, nicht gerade eine Volksausgabe, aber doch einen eher erschwinglichen Wein mit dem schönen Namen Stupore, in der Nase viel Pflaumen und Kirschen, Himbeeren, ein paar diskrete Röstnoten, vorsichtiger Holzeinsatz und eine Spur Eukalyptus, weich und gut balanciert, ein bisschen Kräuterwürze.

Campo alle Comete DOC Bolgheri superiore 2015. 14%. Zanini Vinattieri, Ligorretto. Fr. 79.–
Campo alle Comete Stupore Bolgheri DOC 2016. 13,5%. Zanini Vinattieri, Ligorretto. Fr. 29.90
www.zanini-vinattieri.ch



Salz & Pfeffer

Chris Trewers Malkasten

Von David Schnapp

Knapp dreissig Minuten von Zürich entfernt, kurz hinter der Grenze in Süddeutschland, liegt das romantische Gut Albführen, wo Pferde, Naturfreunde – und

Geniesser gerne hinkommen. Zur pittoresken Anlage gehört auch ein Gasthaus, das seit kurzem von einem ebenso begabten wie interessanten Küchenchef geleitet wird: Chris Trewer hat einst für das «Mesa» in Zürich den ersten Stern geholt und war «Entdeckung des Jahres 2001» im «Gault Millau». Trewer vereint als Koch zwei nur scheinbar gegensätzliche Eigenschaften: Er arbeitet auf einer klassischen Basis, kombiniert diese aber mit einer ausdrucksstarken Eigenwilligkeit. Seit Jahren sind aromatisierte Essige sein Steckenpferd, er bezeichnet sie als seinen «Farbkasten», mit dem er Geschmacksbilder malt. Trewer hat ein Verfahren entwickelt, dank dem er alle möglichen (und unmöglichen) Aromen in Essig extrahiert. Über 180 verschiedene Farben setzt er zum Abschmecken seiner Gerichte ein.

So wird zum Start ein Suppen-Shot mit Bauernspeck durch Nuancen von Ingwer und Chili aufgewertet. Die Foie gras bereitet Trewer klassisch als Terrine zu und brät ein frisches

Stück kurz an. Dazu kombiniert er waldige Noten eines Fichtengelees, etwas Fichtenessig sowie natürlich Brioche. Den Wald, der einem auf Albführen überall umgibt, in das Gericht einzubauen, ist eine ziemlich kluge und überraschende Idee.

Chris Trewer spielt gekonnt mit Gegensätzen und versteht es, auch bodenständigen Gerichten durch gezielte Eingriffe einen entscheidenden Twist zu geben: etwa beim Rehrücken aus eigener Jagd, der mit Steinpilzen, Kimchi-Kürbis und etwas Ingwer einen asiatisch inspirierten Kraftschub bekommt. Was nach Wagnis klingt, gelingt perfekt und passt gut zu Trewer, der sich – bildlich gesprochen – immer wieder hinauslehnt, aber meistens dabei gewinnt.

Restaurant Albführen,
79802 Dettighofen-Albführen (D). Tel. +49 774 292 960. Montags und dienstags geschlossen
David Schnapp ist Autor beim «Gault&Millau Channel».



Auto

Mühelose Art

Robust, unkompliziert, angenehm: Warum ein Suzuki Vitara das Leben besser macht. Von David Schnapp

In den letzten Wochen des alten Jahres war ich mit einem neuen Suzuki Vitara unterwegs. «Die kompakte Nummer 1», wie die Werbung verspricht, ist eine japanische Marke mit zutiefst schweizerischen Eigenschaften. Der neue Vitara hat jetzt etwas skulpturale Rücklichter, aber grundsätzlich hat man versucht, weder innen noch aussen zu viel zu designen. Der Vitara sieht deshalb zeitlos aus, keine seiner wenigen, präzise gesetzten Karosserielinien werden einem je störend vorkommen – was eine wichtige Eigenschaft für ein Auto ist, mit dem man etwas länger Zeit verbringen möchte.

Das Cockpit ist von derselben robusten Schlichtheit wie der Rest des Autos, alle Tasten und Schalter sind so gross, dass man sie auch im Winter mit Handschuhen mühelos bedienen könnte. Nicht, dass das notwendig wäre, der Vitara hat natürlich eine automatische Klimaanlage und verfügt ausserdem über eine Sitzheizung. Das Beispiel soll bloss illustrieren, was das Prinzip des Suzuki ist: Er

will einem den Alltag leichter und unkomplizierter machen, er ist das Gegenteil von einem Blender und entspricht dem «Wysiwyg»-Prinzip: «What you see ist what you get» oder einfacher und auf Deutsch: Er ist, was er ist.

Technisch hat der Vitara alles, was es im gutschweizerischen Alltag braucht: Das Fahrwerk des kompakten SUV ist ausgezeichnet balanciert, selbst in zügigen Kurven neigt sich der Wagen nicht unangenehm zur Seite, die Mischung aus Abrollkomfort und präziser Rückmeldung ist sehr ausgewogen. Der kleine 1,4-Liter-Turbo-Benziner ist kraftvoll genug, um schon bei 2500 Umdrehungen sein maximales Drehmoment von 220 Nm über alle vier Räder abzugeben. 140 PS reichen auch deshalb vollauf, weil das Auto leer nur knapp 1300 Kilogramm schwer ist, was einen Spitzenwert darstellt.

Leicht verständlich

Dennoch verfügt der Suzuki über einen ausgezeichneten Allradantrieb mit vier Stufen in-

klusive Sport, Schnee und «Lock». Bei letzterer Variante wird eine Differenzialsperre aktiv, die Kraft wird an die Hinterräder geleitet, um diese aus Schlamm oder Schnee freizufahren. Dafür gibt es einen einfachen Dreh-Drück-Regler in der Mittelkonsole; Suzuki setzt angenehmerweise auf wenige, aber leicht verständliche Schalter, lediglich Navigation, Medien und Kommunikation werden über einen Bildschirm gesteuert.

Zwei Wochen Gelassenheit

In den zwei Wochen, in denen ich im Vitara zur Arbeit, zum Einkaufen oder über Land gefahren bin, war ich erstaunlich gelassen. Vielleicht, weil das Jahr langsam zu Ende ging, aber auch, weil das der Suzuki mit einem macht. Dieser unkomplizierte Auftritt oder die mühelose Art, mit der er sich wegen seiner kompakten Ausmasse in ein Parkhaus einfädeln lässt, machen das Leben auf einfache Art besser.

Suzuki Vitara 1.4 BJ Compact Top
Leistung: 140 PS / 103 kW; Hubraum: 1373 ccm;
max. Drehmoment: 220 Nm (bei 2500 U/min);
Verbrauch: 6,1 (6,3) l / 100 km;
Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h;
Preis: Fr. 32.990.–



Tamaras Welt

Heuchlerische Verbote

Sexy Motive und stereotype Geschlechterrollen in der Werbung machen angeblich krank. Bald werden wir nur noch Männer beim Kochen und Frauen in langen Hosen sehen. Von Tamara Wernli

Knackige, athletische Rückenansicht: Sandi Morris, Hallenweltmeisterin im Stabhochsprung, zierte neulich in Düsseldorf ein Plakat für einen Sportevent. Sie trug ihr Wettkampf-Outfit, hielt den Stab, daneben der Slogan «Finale Oho!». Es zeigte sie – bitte festhalten – von hinten. Von hinten! Die entspannten Ästhetiker unter uns hielten das für ein grossartiges Bild, die anderen kreischten «Sexismus!», weil sie auf das Hinterteil reduziert würde. Und da sich im 21. Jahrhundert die anderen vermehrt durchsetzen, entschied man zum Schutz von Sandi, die sechzehn Grossplakate zu entfernen – und Sandi durch Kugelstösser Tomáš Stánek zu ersetzen. Angesichts des permanenten Klagens der Feministinnen und Feministen, Frauen würden viel weniger berücksichtigt, offenbart die Auswechslung von Sandi einen eher lückenhaften Gedankengang. Immerhin kommt die neue Prüderie den Werbern zugute: Sie können einfach wieder ihre Plakate aus den 50ern aufhängen.

Nur geht es so bequem eben auch wieder nicht. Denn viele Motive von damals passen nicht mehr ins heutige Weltbild; Werber richten ihre Bilder längst von selbst darauf aus. Der Werbeaufsicht in Grossbritannien genügt das aber nicht, sie verkündete jüngst das neueste Verbot: Werbung, die Männer und Frauen in stereotypen Geschlechterbildern zeigt, ist per Juni 2019 nicht mehr erlaubt. Eine Frau, die Mühe mit dem Einparken hat oder allein für das Aufräumen zuständig ist, während der Mann mit hochgelegten Füßen herumhängt – solche Bilder sind künftig untersagt. Laut der britischen Zeitung *The Guardian* befürchtet die Werbeaufsicht, dass geschlechtsstereotype Aktivitäten zu «Lohnunterschieden beitragen» und «psychologischen Schaden» anrich-

ten. Persönlich finde ich ja, dass jene Menschen, deren Psyche beeinträchtigt ist durch das in einem TV-Spot bebilderte (und auf Tatsachen beruhende!) schlechte Einparken einer Frau, das Autofahren lieber ganz bleiben lassen sollten. Möglicherweise sind sie der Belastung nicht gewachsen.

Natürlich kann Werbung eine Gesellschaft beeinflussen. Filme oder Idole aus dem Showbiz mit ihren Millionen vor allem junger Fans tun es aber noch viel mehr: die Beyoncé und Emily Ratajkowskis, die mit sexualisierten Tanzeinlagen und der halbnackten Zurschaustellung des eigenen Körpers Sexualität permanent promoten und damit das Rollenbild der erotischen Frau vervollkommen. Oder die Gangsta-Rapper, deren Videos Jugendliche verehren – viele mit herabwürdigender Sprache und gängigen Stereotype: drei Lamborghinis, drei twerkende Damen und drei Typen mit Knarre. Mir muss die öffentliche Diskussion darüber entgangen sein, dass diese Klischees Lohnunterschiede fördern.

Von mir aus können Sängerinnen nackt auf der Bühne herumspringen und Rapper ihren Bitches in den Clips den Hintern versohlen – künstlerische Freiheit ist ein hohes Gut. Nur kann man den modernen Moralhütern, die diese marktregulierenden Werbeverbote befördern und beklatschen, eine gewisse Heuchelei nicht absprechen, wenn sie einerseits Frauen wie Beyoncé und Ratajkowski als feministische Ikonen feiern und nichts gegen die Goldzahnkreativität einwenden – und es andererseits als soziologische Pflicht erachten, Menschen vor einem Unterwäscheplakat zu schützen. Weil sie zu sehr eingenommen sind von dem Bestreben, eine gerechtere Gesellschaft zu schaffen, in der niemand sich abge-

wertet fühlt, übersehen sie ihre unterschiedlichen Massstäbe.

Stereotype Geschlechterbilder zu verbieten, ist etwa so, wie den «Tatort» aus dem Programm zu kippen in der Hoffnung, dass die Kriminalität zurückgeht. Gemäss der Logik müsste man auch Werbung verbannen, die Frauen als Beifahrerinnen im Auto zeigt oder Männer, die Frauen nachgucken. Vielleicht sollte man Sekretärinnen grundsätzlich durch Physikerinnen ersetzen.

Inwiefern vermindern denn solche Werbeverbote psychologische Schäden? Wer definiert Stereotype? Wann sind sie gut, wann schlecht? Am Ende ist es doch einfach Willkür, die entscheidet. Da sitzen Leute in Fachstellen, oft finanziert durch Steuergelder, die nach ihrem subjektiven Befinden urteilen, deren Thesen wissenschaftlich kaum belegt und deren Erfolge (und Misserfolge) nicht messbar sind. In zwölf Sitzungen debattieren sie darüber, ob die Farbe Rosarot in einem Firmenlogo sexistisch ist.

Zusehends entsteht das Gefühl, dass diese «Experten» Probleme kreieren, die für die Mehrheit der Gesellschaft gar keine sind, nur damit sich ihre Jobs rechtfertigen lassen. Sie drücken allen anderen ihre Weltsicht auf, unterliegen der Hybris, dass sie die absolute Wahrheit gefunden haben – dabei sind sie doch genauso ahnungslos wie der Rest von uns.

Es gibt geschmacklose Kampagnen, Werbung kommt oft effekthascherisch daher, dämlich. Aber unpassend ist nicht immer sexistisch. Und nicht jedes sexistische Werbung ist herabwürdigend oder beeinflusst die Psyche auf negative Art. Die Gesellschaft entwickelt sich weiter, die Werbung mit ihr. Sie zeigt heute völlig andere Motive als vor fünfzig Jahren. Der Wandel geschieht aber auf natürliche Weise. Dazu benötigt es keine Ämter, die ihre eigene kleine Version von «1984» nachspielen.

Tamara Wernli ist Kolumnistin und Video-Bloggerin.

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10			
11				12											13
14										15				16	
17				18											
		19	20								21				
22	23					24	25			26					
27					28						29	30			31
			32	33						34	35				
36		37					38	39						40	
41											42				
43								44					45		
46											47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Geht's ums Helfen, ist sie zur Stelle
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Schweinische Sache, für manche schweinisch gut. 8 Ein Fahrrad, nur zeitgemässer. 11 Sieht dann so aus, besonders um zwei Drittel gekürzt. 12 Seine Sache ist 41 waagrecht nicht. 14 Farbreiz, doch statt reizend bloss dunkles Grau. 15 Der Alant und wie er sich noch nennt. 17 In dieser Morgue gab's mal einen Doppelmord. 18 Weitsichtige Menschen haben es immer dabei. 19 Darauf erhält man manchmal eins, doch nicht aus Dank. 21 Sie mit den knapp hundert bunten, elastischen, hohlen Körpern. 22 In einem solchen Haus gibt's oft Applaus. 24 Er hat viel mit Waren zu tun. 27 Fraglos ein Trumpf, wenn man es hat. 28 Philologisch: Nilo-Saharanische Sprache des Tschad. 29 Der Käseort wird von dort wird mit umgekehrtem Wort zum wurmähnlichen Wesen. 32 Erinnert an Demenz, dauert zum Glück nur kurz. 34 Königlich, was Jemen einst war. 36 Der Damm liess antike Kulturgüter in den Fluten versinken. 38 Sie erfolgt beim Ferienende in fernem Land. 41 Hat man ihn persönlich erlebt, fehlt einem etwas. 42 Bis 2006 ein globaler Generalsekretär. 43 Ich bin auch ein Hirsch, sagt der domestizierte. 44 Zuviel . . . ist man schnell mal 45 Auf den Ausruf der Spanier reagieren auch einige Dänen. 46 Schweizer Rad- und Fussball-Legende, die auf selben Namen hören. 47 Das Wort war bei Agatha Christie oft gleich Mord.

Senkrecht — 1 Mannigfaltiger Schweizer Schmaus. 2 Von jenen Gebirgsfelsen mit Blick auf die Côtes d'Azur. 3 Auf dem Elbe-Havel-Kanal geht's durch diese Schleuse. 4 Womit das arabische al zur portugiesischen Algarve wurde. 5 Formen, oft gesellschaftlichen Normen entsprechend. 6 Es gehört, wie auch er, zum Ganzen. 7 Neben der Limmat gehen, und damit dann so gehen. 8 Hilfreiche Marie hält damit Speisen warm. 9 Wir teilen unseres nur mit nahen Menschen. 10 Bei ihr knallt's Schlag auf Schlag. 11 Winziger Teil von 6 senkrecht, dafür elementar. 13 Welch schöner Busen, und dies an Portugals Küste. 16 Über diese afrikanische Schwelle muss man steigen. 20 Manche benehmen sich dort so, wie sie sind, weil keiner sie kennt. 23 Das „Land der Arier“ zu Zeiten des Schahs. 25 Die gewisse Zahl ergibt die Gesamtzahl. 26 Das Wort leitet einen Subjektsatz ein. 28 Von dort ab in den Tunnel und auf den Kontinent. 30 Mythisch, die Volkslieder aus Litauen. 31 Sie geben viel über 9 senkrecht preis. 33 Alfred E. und Richard: die englischen Autoren mit dem selben Namen. 35 Ist dazwischen und in der Türkei dann so. 36 Mit ZEWÖ-Gütesiegel ausgestattete CH-Organisation. 37 Dort im Engadin, auf einer Sonnenterrasse über dem Inn. 39 Der Stechginster ist eine Leguminose und auch dies. 40 Bei solchem Kauf rennen die Leute zuhau. ©Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 598

T	A	S	T	A	T	U	R	L	A	O	T	E
E	I	B	E	H	S	E	K	U	N	D	E	
L	E	I	N	S	A	M	E	N	B	R	E	L
I	R	E	N	E	E	R	O	D	I	E	R	E
S	P	S	I	R	M	A	N	I	V			
A	E	N	G	R	A	M	M	S	T	I	L	
A	R	A	I	S	E	R	E	D	E	U	S	
A	K	M	E	R	V	E	R	A	N	I	E	
R	A	G	A	S	S	I	O	R	E	G	O	N
A	T	L	A	N	T	K	L	E	I	D	U	N
U	I	N	T	E	R	N	B	O	A	S	E	
M	E	T	E	R	A	L	I	M	E	H	L	

Waagrecht — 1 TASTATUR 7 LAOTE (Bürger von Laos, ein Binnenstaat) 11 EIBE 12 SEKUNDE 13 LEINSAMEN 16 BREL 17 IRENE (von griech. Eirene, der Friedensgöttin) 18 ERODIEREN 20 SPS 21 MANI (Matter, eigentlich Hans Peter) 22 ENGRAMM 24 STIL 26 ARALSEE 28 DEUS (ex Machina, Redensart) 29 AKME 30 VERA 32 NIE 34 AGASSI 36 OREGON 38 ATLANT 39 KLEIDUNG 40 INTERN 41 BOAS 42 METER 43 ALI 44 MEHL

Senkrecht — 1 TIERPARK 2 ABIES (wissenschaftl. Gattungsname für Tannen) 3 SENN (in d. Schweiz Synonym v. Älpler) 4 AHA 5 USER 6 RENOMMEE 7 LUBIN (Paris: einer der ältesten Parfum-Hersteller überhaupt) 8 ANREISE 9 ODER (Fluss und Konjunktion) 10 TELEVISION (griech. tele f. fern, Vision v. lat. visio f. Erscheinung) 11 ELIS (Landschaft auf dem Peloponnes) 14 SEINS 15 MEERE 19 (Amster-)DAM (zentraler Platz in A.) 22 ELEGANT 23 GERTER 25 TUNGUSE 26 AARAU 27 AMALIE (Vorname, ursprünglich f. die Tüchtige) 28 DARIO 30 VIKNA 31 ROEBI (TV-Moderator Koller) 33 ENGEL (-berg) 35 ANTE (lat. f. vor, dazu Element in der röm. Architektur) 37 EDAM (Dame)

Lösungswort — **THEORETIKER**



EMS
 WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien



WINTERSAISON BIS 01.05.2019

Die ZEGG Hotels bieten ein konkurrenzloses 360° Wintererlebnis. Am Start zum Skitag bringt Sie der ZEGG Shuttle Bus in 2 Minuten direkt bis zum Einstieg der Doppelstockbahn. Dank der einmaligen Lage an der Talabfahrt können Sie mit den Ski direkt bis zum Hotel fahren. Die Silvretta Skiarena Samnaun/Ischgl ist mit 238 Pistenkilometern das grösste zusammenhängende Skigebiet in Graubünden. Das Bergbahnticket wird in Ruhe an der Hotelreception gelöst und wer zu Hause noch etwas vergessen hat, ist bei den ZEGG Stores doppelt gut bedient: Eine breite Auswahl an Premium-Sportmarken und tiefere Preise dank dem Zollfreigebiet Samnaun. Der hoteleigene Skiservice und die Skischule der ZEGG Hotels & Stores geben den letzten Schliff für den perfekten Start in den Schnee. Herzlich Willkommen :)



09.02. - 16.02.2019
4 NÄCHTE BUCHEN - NUR 3 BEZAHLEN!

★★★★^{SUPERIOR}
CHASA MONTANA
HOTEL & SPA



WINTER DELUXE: Freundlichkeit wird im Chasa Montana gross geschrieben und die Gäste haben es geschätzt. Das Chasa Montana Hotel & Spa steht im „Gastfreundlichkeits-Score“ ganz oben und wurde im Jahre 2017 von Schweiz Tourismus zum freundlichsten Ferienhotel der Schweiz gewählt. Traditioneller Engadiner Stil spiegelt sich in den Details wider und gibt dem Hotel seine charmante Note. Drei À-la-carte Restaurants verwöhnen mit Spezialitäten von der italienischen Küche über das Gourmet-Stübli (16 Punkte Gault&Millau, 1 Michelin-Stern) bis hin zum Fondue- & Raclette-Stübli – gekrönt von über 1.000 verschiedenen Weinen. Der 1.500 m2 große Montana-SPA mit römischem Hallenbad, Saunalandschaft, Außen-Solepool, Fitnesscenter und Beauty- und Massagecenter bietet Wellness vom Feinsten. Für Damen ist ein exklusiver Lady Spa Saunabereich reserviert.

**SILBERSCHNEEWOCHEN
IM JANUAR**

- 4 Nächte mit Halbpension
- 3-Tages-Skipass
- 1 Flasche Chasa Montana Pink Sparkling
- 1 romantisches Kräuterbad für Zwei
- 1 Spa Gutschein im Wert von CHF 25.-

**ab CHF 782.- statt 1093.-
pro Person im DZ**
zwischen 05.01. und 26.01.2019

**SCHNEEKRYSTALLWOCHE
IM FEBRUAR**

- 4 Nächte mit Halbpension
- 3-Tages-Skipass
- 1 Spa Gutschein im Wert von CHF 25.-

**ab CHF 807.- statt 1022.-
pro Person im DZ**
zwischen 09.02. und 16.02.2019



★★★★
CHALET SILVRETTA
HOTEL & SPA



PURE ALPINE SWISSNESS: Das Chalet Silvretta Hotel & Spa liegt mitten im Herzen von Samnaun (1'850 m ü. d. M.). Im grosszügigen Silvretta-SPA kann man sich nach einem erlebnisreichen Tag in den Bergen bestens entspannen. Im Restaurant geniessen Feinschmecker eine vielfältige Küche oder lassen sich mit Engadiner Spezialitäten in der traditionell eingerichteten Bündner Stube überraschen. Gäste des Chalet Silvretta Hotel & Spa profitieren von allen VIP-Leistungen der Zollfrei-Geschäfte von ZEGG und der Möglichkeit eines Dine Around zwischen den ZEGG Spezialitätenrestaurants.



★★★
APPARTHOTEL nevada
GARNIHOTEL

FAMILIENFERIEN: Treten Sie ein ins Apparthotel Garni Nevada und geniessen Sie heimelige und ruhige Appart-Studio mitten im Schweizer Bergdorf Samnaun. Unser Haus liegt im Engadin, in Samnaun Dorf und direkt an der Skipiste, welche bis Saisonende befahrbar ist. Dank der wunderbar zentralen Lage unseres Apparthotels und der Zusammengehörigkeit mit den ZEGG Hotels Chasa Montana Hotel & Spa sowie Silvretta Hotel & Spa geniessen Sie ausserordentlich preiswerte Ferien mit Top-Leistungen rundherum.

**SILBERSCHNEEWOCHEN
IM JANUAR**

- 4 Nächte mit Frühstück
- 3-Tages-Skipass

**ab CHF 482.- statt 693.-
pro Person im DZ**
zwischen 05.01. und 26.01.2019

INFOS & RESERVATION

T: +41 81 861 90 00 Email: info@zegghotels.ch

Chasa Montana Hotel & Spa****s - T: +41 81 861 90 00 - info@hotelchasamontana.ch

ZEGG Hotels AG, Dorfstrasse 30, CH-7563 Samnaun - www.hotelchasamontana.ch

Chalet Silvretta Hotel & Spa**** - T: +41 81 861 91 00 - info@hotel-silvretta.ch

Hotel Silvretta Samnaun AG, Dorfstrasse 17, CH 7563 Samnaun - www.hotel-silvretta.ch

Apparthotel Garni Nevada*** - T: +41 81 861 95 00 info@hotelnevada.ch

Hotel Nevada Samnaun AG, Dorfstrasse 23, CH 7563 Samnaun - www.hotelnevada.ch

